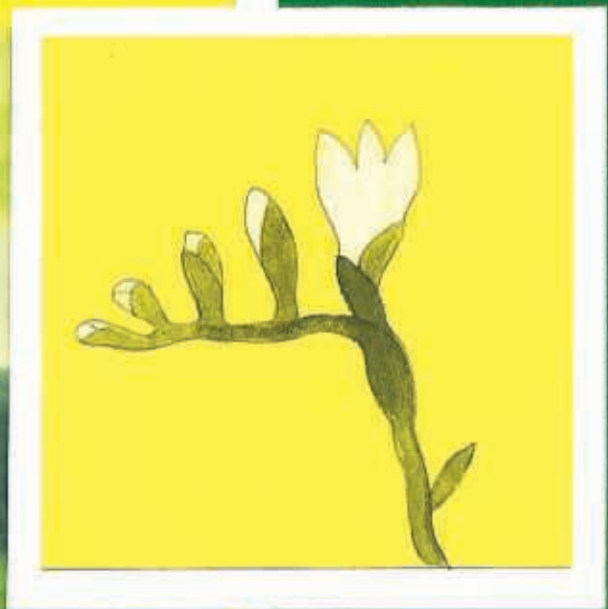




SURPRISE



Fokus

Auferstehung

Elf ungewöhnliche Perspektiven
auf den Neubeginn. Nicht nur an Ostern.

Seite 8





**SURPRISE
WIRKT**

«Ich möchte der Sucht und der Armut ein Gesicht geben»

Seit **Franziska Lüthi** für ihre Gewalterfahrungen Worte findet und das Erlebte teilen kann, fühlt sie sich nicht mehr schuldig. Auf ihrem Sozialen Stadtrundgang durch Bern spricht sie über die Verkettung von Traumata, Sucht und Armut.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Was geht, was bleibt?

Der Frühling ist da. Die Tage werden länger, die Natur blüht auf, die Vögel zwitschern und die Temperaturen werden milder. Es ist wohl kein Zufall, dass die christliche Auferstehungsgeschichte genau zu dieser Zeit im Jahr spielt. Das **Wiedererwachen der Natur** nach dem Winter ist schliesslich auch **eine Art Auferstehung, schon alte Bräuche sahen hier einen Neuanfang, eine weitere Chance**. So auch das iranische Neujahrsfest Nowruz, das diesmal zeitlich nicht weit entfernt zur Tag- und Nachtgleiche begangen wird, tatsächlich zum Wechsel der Jahreszeiten.

Zwischen Winterkälte und Sommerhitze erscheint in der Schweiz alles ganz kurz schön und erträglich. Trotz des Lärms der Welt, dem man derzeit kaum entkommt. **Wie glücklich wir uns schätzen können. Es ist ein Privileg, in Frieden zu leben**. Doch sogar mitten unter uns leben Menschen prekär, ist Sicherheit für einige ein Wunschtraum: für Geflüchtete in Nothilfe, für Sans Papiers, Menschen in Gewaltbeziehungen, Menschen mit Familie in all den Kriegen.

Feiertage wie Ostern und Nowruz geben auch in chaotischen Zeiten Struktur und die alten Rituale vielen wohl auch Halt. Möglicherweise sogar das simple Ostereiersuchen. Man kann die freien Tage nutzen zum Nachdenken und Entschleunigen. **Wir erzählen ein paar Geschichten rund ums Thema Auferstehung**: von lebenden Toten ist die Rede, von der biblischen Ostergeschichte natürlich, aber auch vom Leben auf dem Balkon sowie der Möglichkeit, auch digital neu anzufangen. Lernen Sie etwas Neues, lassen Sie sich vielleicht auch mal ablenken und **lesen Sie vom Neubeginn**. Es ist auch wichtig zu sehen, dass nach der Kälte, dem hilflosen Starren auf das voranrückende Grauen mit all seinem Lärm auch wieder Neues kommen kann, vielleicht sogar etwas Schönes.

Und wenn Sie mögen, schreiben Sie uns, wo Sie einen Neubeginn sehen:
leserbriefe@strassenmagazin.ch

SARA
WINTER SAYILIR
Redaktorin



4 Aufgelesen	8 Fokus Die Auferstehung	24 Kino Siri Hustvedt	28 SurPlus Positive Firmen
5 Na? Gut! Sexarbeit legal	16 Forschung KI und soziale Beratung	25 Buch Zauberhafte Schnipselei	29 Wir alle sind Surprise Impressum Surprise abonnieren
5 Vor Gericht In die Internet-Falle getappt	19 Forschungsstand Schweiz	26 Veranstaltungen	30 Internationales Verkäufer*innen-Porträt Von Tag zu Tag
6 Verkäufer*innenkolumne Ferien im Stau am Gotthard	20 Spracherwerb Wenn das ABC befreit	27 Was gibt dir Hoffnung?	
7 Die Sozialzahl Auf der Suche nach Arbeit	23 Interview Jelena Ćosić		



Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

Auf dem Platz sind alle gleichberechtigt

Gerald Baguma war in seinem Heimatland Uganda Klimaaktivist. Ausserdem organisierte er Fussballturniere. Auch von seiner Asylunterkunft in Amsterdam aus organisierte er jetzt gemeinsam mit anderen ein Spiel – gegen eine Mannschaft der Gemeindeverwaltung. «**Fussball kann eine gemeinsame Sprache für Menschen sein**, die sich sonst nicht verstehen können. Ich merke, wie Institutionen uns manchmal nicht als Menschen betrachten. Das wollte ich ändern, indem wir alle zusammen einen Match auf die Beine stellen. Jetzt tritt die Mannschaft aus meiner Asylunterkunft Willinklaan gegen die Gemeindeverwaltung an, aber es gibt noch viele weitere Unternehmen und Organisationen, die zusammengebracht werden können. **Dieses Spiel ist erst der Anfang**. Ich möchte einen jährlichen Wettbewerb am 20. Juni, dem Weltflüchtlingstag, mit Teams aus der gesamten Gesellschaft ins Leben rufen. Supermarktketten, Banken, die Feuerwehr usw. sollen Teams bilden. In diesem Wettbewerb trägt niemand einen Anzug oder eine Uniform, sondern wir können als Gleichberechtigte gegeneinander spielen.»



BILD: DAVID MEULENBELD

Z!

ZI, - DE AMSTERDAMSE STRAATKRANT, AMSTERDAM, JG. 32, NO. 3

33%

mehr Burnouts in Deutschland als vor 5 Jahren

Laut der deutschen Kaufmännischen Krankenkasse (KKH) kamen im Jahr 2024 auf 1000 Versicherte rund 107 Fehltag aufgrund eines diagnostizierten Burnout-Syndroms. Das sind 33 Prozent mehr als noch vor 5 Jahren – damals waren es 80,7 Tage. 52 Prozent der Berufstätigen empfinden laut KKH **wachsenden Stress**. Ein klassisches Burnout macht sich nach Angaben der Krankenkasse durch ständige Gereiztheit und chronische Erschöpfung bemerkbar und kann auch massive Verhaltensveränderungen und sozialen Rückzug bedingen.

HEMPELS

HEMPELS, SCHLESWIG-HOLSTEIN, 357, FEBRUAR

«Nicht praktikabel»

Ein Jahr zu spät veröffentlicht die 2021 gegründete «D.C. Commission on Poverty» im Februar diesen Jahres ihren Bericht zur Halbierung der Armut in Washington D.C. bis 2026 und ihrer Beseitigung bis 2036. Er enthält **10 politische Vorschläge, die über 50 000 Menschen aus der Armut befreien könnten**, geht aber nur wenig darauf ein, was für die Umsetzung der einzelnen Vorschläge erforderlich wäre. Kommissionsvorsitzender Elijah Moses sagte an einer Abschlussitzung im Dezember, dass die Kommission aufhören müsse, Formulierungen zu verwenden, die «ehrgeizig, aber nicht praktikabel» seien. Die vollständige Beseitigung der Armut würde eine Veränderung der Wirtschaftsordnung erfordern, was seiner Meinung nach **nicht Aufgabe der Kommission sein sollte**. «Ich glaube zwar an eine Ideologie, die nach den Sternen greift und auf dem Mond landet, aber es gibt keinen praktikablen Weg, wie wir Armut bis 2026 beseitigen können», so Moses.

street sense

STREET SENSE MEDIA, WASHINGTON DC, VOL.23, 25.FEB.-10.MÄRZ

Na? Gut!

Sexarbeit legal

Je nach Kanton ist Sexarbeit unterschiedlich geregelt. Im Kanton Zürich ist nur Strassensexarbeit registrierungspflichtig, im Kanton Genf hingegen jede Art davon. Sexarbeit in Privatwohnungen ist im Kanton Waadt verboten, im Kanton Bern ist sie, wenn man alleine arbeitet, grundsätzlich erlaubt.

Viele Sexarbeiter*innen arbeiten nicht nur in einem, sondern in mehreren Kantonen; die Gefahr, dass sie das illegal tun, ist durch den kantonalen Flickenteppich also relativ hoch. ProCoRe, das Schweizer Netzwerk für die Rechte von Sexarbeiter*innen, schreibt in seinem Newsletter: «Legale Arbeitsbedingungen wären wichtig, denn sie stärken ihre Position und schützen vor Gewalt.»

Deshalb hat ProCoRe zusammen mit der Law Clinic der Universität Genf das Online-Tool «Legalwork» entwickelt. Damit können sich Sexarbeiter*innen – sowie Berater*innen und Behörden – auf Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch über die kantonalen Vorschriften informieren, zugeschnitten auf ihre persönliche Situation (z.B. Nationalität, Arbeitsort, Aufenthaltsdauer).

Bisher finden sich bei «Legalwork» Informationen zu 18 Kantonen. Nicht erfasst sind die beiden Appenzell, Basel-Landschaft, Glarus, Ob- und Nidwalden, Schwyz sowie Uri. Um mehr Sexarbeiter*innen zu erreichen, wird ProCoRe das Tool als Nächstes auch auf Spanisch übersetzen. LEA

Der direkte Link zum Online-Tool:
legalwork.procore-info.ch

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

In die Internet-Falle getappt

Viel war in letzter Zeit zu hören von der mangelnden Medienkompetenz von Kindern und Jugendlichen. Wie diese in die Fänge der Tech-Konzerne geraten, nächtelang auf Social Media im Doom-Scrolling versinken. Wie sie aufgrund von Algorithmen mit unangemessenen Bildern überflutet werden. Nimmt man den Fall, der an diesem Februarnachmittag vor dem Kantonsgericht St. Gallen verhandelt wurde, als Gradmesser, muss man feststellen: Das Problem ist bei Erwachsenen genauso gross. Wenn nicht grösser.

Vor dem Berufungsgericht steht ein 46-jähriger Mann mit Kurzhaarschnitt, Kapuzenpullover und grauer Hose. Vor etwas mehr als einem Jahr wurde der Mann erstinstanzlich wegen mehrfacher harter Pornografie verurteilt. Er soll ein Video mit kinderpornografischem Inhalt weitergeleitet und dazu mehrere entsprechende Fotos und Videos auf seinem Handy gespeichert haben. Den Schuldspruch der Vorinstanz hat der Mann akzeptiert, einzig gegen die Höhe der Bestrafung und gegen den Landesverweis hat er Berufung eingelegt.

Mehr als eine Stunde lang befragt ihn der Obergerichtspräsident: «Wie haben Sie Ihre Kindheit in Erinnerung? Sind Sie in einem Verein aktiv? Was ist Ihre sexuelle Präferenz? Wie ist Ihre Beziehung zur Schweiz?» Der gelernte Lebensmittelingenieur antwortet leise und zurückhaltend, er zuckt regelmässig mit den Schultern. Er habe sich geschämt, erklärt sein Verteidiger später im Plädoyer. Auf das pornografische

Material – es handelt sich um zwei kurze Videos – ist der Mann offenbar via Facebook und WhatsApp gestossen. Eine sexuelle Präferenz für Minderjährige zu haben, streitet er ab. Er sei, erklärt der Mann leise und mit stockender Stimme, von Unbekannten in einen Facebook-Chat hinzugefügt worden, und da seien diese Videos halt geteilt worden. Später seien in dem Chat auch Bilder von Unfällen und abgeschnittenen Gliedmassen sowie tierpornografisches Material geteilt worden. «Warum haben Sie sich die Videos denn angeschaut, wenn es Sie gar nicht interessierte?», will der Richter wissen. «Ich schaute die Sachen nicht unbedingt, weil ich sie schauen wollte. Ich schaute sie, weil sie gepostet wurden», antwortet der Mann, im Nachhinein offenbar ratlos über sein eigenes Verhalten.

Sein Verteidiger merkt im Plädoyer an, das Strafmass sei im Urteil der Vorinstanz im Vergleich zu anderen Fällen streng ausgefallen. «Ohne hier irgendwas bagatellisieren zu wollen.» Es sei zu berücksichtigen, dass es sich um ein äusserst kurzes Video handle, das sein Klient weitergeleitet habe. Und dass die weiteren auf dem Handy des Mannes gefundenen Bilder und Videos automatisch aus Chats heruntergeladen und abgespeichert wurden. Sein Klient sei «einige Male in die Internet-Falle getappt», eine schwere Straftat liege jedoch nicht vor. Das beurteilt das Obergericht offenbar ähnlich. Es sieht in seinem Urteil von einer Landesverweisung ab und setzt das Strafmass im Vergleich zur Vorinstanz etwas herunter: auf 80 statt 100 Tagessätze.

WILLIAM STERN ist Gerichtsreporter in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Ferien im Stau am Gotthard

Die Ostertage sind nicht mehr fern. Fleissig verkaufe ich meine Surprise-Hefte. Allenthalben werde ich gefragt: Machst Du auch Osterferien?

Zugegeben: Nach einem trüben Winter legt sich Mattigkeit wie ein Bann über meine Sinne. Geselle Winter hat mir zugesetzt; es dünkt mich jedes Jahr mehr. Ermunterung, eine zünftige Portion Sonne, eine Auffrischung würden mir guttun.

Ich stelle mir vor: Ich gehe in ein Reisebüro. Beraten werde ich von Frau Müller, so steht das auf dem Namensschild. Beflissen fragt sie mich nach meinen Wünschen. Ich berichte ihr also, dass ich mich über Ostern an einem ruhigen Ort, weitab von Autolärm, überfüllten Promenaden und Strassencafés, für ein

paar Tage erholen möchte. Und günstig soll es sein. Schliesslich bin ich Surprise-Verkäufer und kein Krösus.

Ich glaube, da habe ich genau das Richtige für Sie, freut sich Frau Müller. Wir haben dieses Jahr für die Osterferien ganz neu im Angebot: Ferien im Stau am Gotthard. Pause. In meinem Hirn überschlagen sich die Gedanken. Will die mich veräppeln? Ferien im Stau am Gotthard. Das kann jetzt doch aber nur ein Scherz sein. Obwohl Frau Müller meinen Unmut bemerkt, legt sie mit ihren Ausführungen, mit Überzeugung und Pathos, unbeirrt nach: Diese Destination entspricht ganz genau Ihren Wünschen, fährt sie fort. Im Stau am Gotthard sind Sie weitab von jedem Autolärm, denn alle Autos stehen still. Weit und breit keine überfüllten Promenaden oder Strassencafés, und das alles für nur 45 Franken pro Tag und Nacht, plus 15 Franken Reservationsgebühren. Erwartungsvoll sieht mich Frau Müller an.

Ferien im Stau am Gotthard. Na sowas! Für 45 Franken pro Tag und Nacht, plus

15 Franken Reservationsgebühren! Wo bin ich da bloss reingeraten. Mich wickelt Frau Müller ganz bestimmt nicht um den Finger, trotz Überzeugung und Pathos. Ungeniert mache ich meinem Unmut Luft, wünsche Frau Müller im Gehen schöne Osterferien im Stau am Gotthard und lasse sie dann in ihrem Reisebüro sitzen.

Kaum bin ich draussen, gerate ich ins Grübeln und überlege mir: Andererseits könnte ich im Stau am Gotthard bestimmt eine Menge Surprise-Hefte verkaufen. Denn Zeit zum Lesen ist dort ja genug.

URS HABEGGER, 70, verkauft Surprise seit 18 Jahren in der Bahnhofunterführung in Rapperswil. Der Text ist ein leicht gekürzter Auszug aus seinem Buch «Am Rande mittendrin».

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Die Sozialzahl

Auf der Suche nach Arbeit

Arbeitslos, stellensuchend, erwerbslos: das ist nicht das Gleiche. Stellensuchende sind Menschen, die bei einer Regionalen Arbeitsvermittlung (RAV) registriert sind. Ein Teil von ihnen sind arbeitslose Stellensuchende (kurz Arbeitslose), der andere Teil sind nicht-arbeitslose Stellensuchende. In einem Merkmal unterscheiden sich die beiden letztgenannten Gruppen: Arbeitslose sind sofort vermittelbar, die anderen nicht, weil sie zum Beispiel in einer Weiterbildung sind, Militärdienst leisten oder einem Zwischenverdienst nachgehen.

Wer wissen will, wie sich die Situation der Jobsuchenden auf dem Schweizer Arbeitsmarkt präsentiert, muss allerdings über die Zahlen des SECO hinausblicken. Es gibt sehr viele weitere, die Arbeit suchen, aber noch nicht oder nicht mehr bei einem RAV gemeldet sind. Die Rede ist von den Erwerbslosen. Dazu gehören unter anderen ausgesteuerte Stellensuchende, Arbeitslose in der Sozialhilfe, Wiedereinsteigende oder junge Erwachsene ohne Arbeit. Die Zahl der Erwerbslosen ist deutlich höher als jene der Stellensuchenden und Arbeitslosen. Dies zeigt der Vergleich der Zahlen für das 3. Quartal 2025 (neuere Zahlen für die Erwerbslosen gibt es noch nicht): Zu diesem Zeitpunkt waren 133 233 arbeitslos gemeldet, es wurden 213 750 Stellensuchende gezählt und 261 000 als erwerbslos erfasst.

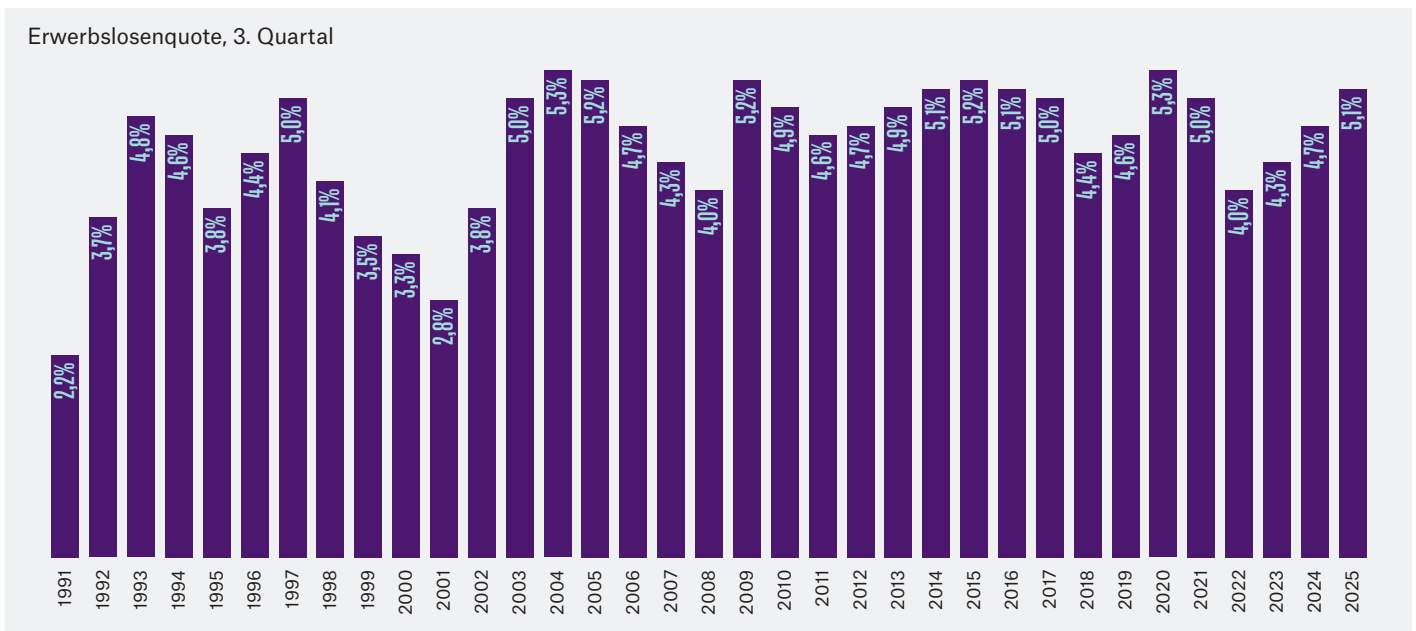
Neben den absoluten Zahlen sind auch die Quoten von grosser Aussagekraft. So misst die Erwerbslosenquote die Relation zwischen der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter (zwischen 15 und 74, so die internationale Konvention) und jenen, die angeben, erwerbslos zu sein, auf der Suche nach einem Job sind

und in kurzer Zeit eine Stelle antreten könnten. Blickt man auf den langfristigen Verlauf dieser Erwerbsquote für die Schweiz, so wird deutlich, dass sich die Erwerbslosigkeit über die Jahre ausgeweitet und sich seit der Finanzkrise 2008 auf hohem Niveau zwischen 4 und 5 Prozent verfestigt hat. Die Schweiz hat sich damit immer weiter vom volkswirtschaftlichen Ziel der Vollbeschäftigung entfernt. Auch bei gutem Konjunkturverlauf sinkt die Erwerbslosenquote kaum mehr. Viele Erwerbslose bleiben auch bei bester wirtschaftlicher Lage ohne Anstellung, auch wenn dann der Ruf der Firmen nach Fachkräften besonders laut wird. Dieses Phänomen, auch «mismatching» genannt, muss als strukturelle Arbeitslosigkeit gedeutet werden. Die Erwerbslosen weisen ein Profil ihrer Fähigkeiten und Erfahrungen auf, das offensichtlich nicht jenem entspricht, das auf dem Arbeitsmarkt gesucht wird.

Berücksichtigt man die kommende demographische Entwicklung, in der immer weniger Arbeitskräfte auf den Arbeitsmarkt kommen als diesen verlassen, muss man sich fragen, ob wir diese Erwerbslosen mit Hinweisen auf Weiterbildungs- und Umschulungsmöglichkeiten ihrem Schicksal in liberaler Manier überlassen sollen. Oder ob der Staat nicht auf ein Transformationsprojekt verpflichtet werden sollte, in dem in grossem Stil mit einem Weiterbildungsfonds die Möglichkeit geschaffen wird, sich auf Berufe umschulen zu lassen, an denen es im Arbeitsmarkt mangelt – so insbesondere im Bereich der Klimatechniken, der Digitalisierung und vor allem der Betreuung und Pflege.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.

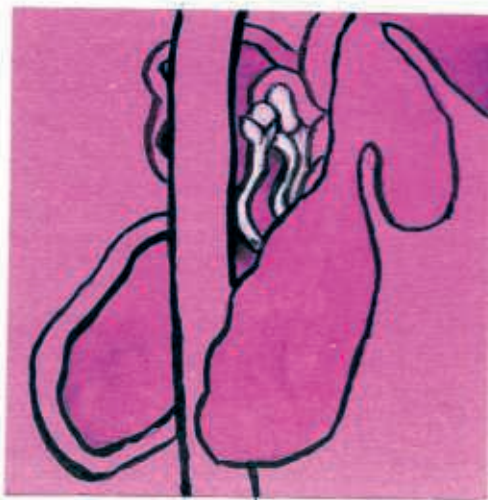




Die Auferstehung

Fokus Von Totgesagten und Zurückgekehrten, vom Rückerobern und Neubeginnen - elf ungewöhnliche Geschichten zum Innehalten und die Gedanken schweifen zu lassen.

ILLUSTRATIONEN DALE FORBES MOLINA



Handfest, lebendig, menschlich

Printjournalismus wurde schon x-mal für tot erklärt. Schon 1984 im ersten Ghostbuster-Film soll der Slogan «Print is dead!» gefallen sein. Heute gehen Bildschirmflimmern, digitaler Datenklau und Werbe-Soundeffekte den Menschen auf die Nerven. Vielleicht ist raschelndes Papier und ruhige Magazinlektüre aktueller als gedacht? Surprise und die anderen Mitglieder des Internationalen Netzwerks für Strassenzeitungen INSP glauben fest daran – auch weil menschliche Begegnungen wie beim Strassenzeitungskauf virtuell eben nicht zu haben sind. Klarer Fall: Print is not dead. **WIN**

«Das hat bei mir etwas ausgelöst»

Aufgezeichnet von Diana Frei

«Ich war einer der Süchtigen vom Zürcher Platzspitz und danach dem Letten. Es war Juni 1992, ich war 30 Jahre alt und wohnte in einem Container-Dorf von Pfarrer Sieber, im sogenannten Neumünster-Dörfli. Je vier Süchtige lebten zusammen in einem Container.

Von da aus konnten wir einmal für zwei Wochen mit einer Gruppe nach Cavardiras hinauf, das ist in der Nähe von Disentis. Pfarrer Sieber betrieb dort ebenfalls ein Haus. Das Ziel war, dass ein paar von uns mal aus Zürich wegkommen können. Ich war einfach froh, mal was anderes zu sehen. Das war mein Lichtblick. Das Methadon nahmen sie für mich mit.

Ich war damals bereits in sehr schlechtem Zustand, auch körperlich. Ich wog noch etwa fünfzig Kilogramm. Mir war klar, dass es nicht mehr lange so weitergehen würde. Oft dachte ich darüber nach, mir den goldenen Schuss zu setzen, eine Überdosis. Dieser Gedanke war mir sehr präsent. Ich konnte einfach nicht mehr. Ich war müde.

Oben in Cavardiras hatte ich ein eigenes Zimmer, zum ersten Mal seit vielen Jahren, das beeindruckte mich sehr. Wir hatten sehr gute Gespräche untereinander und in der Gruppe. Da war diese familiäre Atmosphäre und die Erfahrung, wieder ein Zimmer zu haben. Und ich weiss nicht genau wieso, aber das hat bei mir etwas ausgelöst. Ich habe mich wieder ein bisschen an früher erinnert, das alles hat mich sehr berührt. In Cavardiras ist etwas heraufgekommen, das all die Jahre auf der Gasse verschüttet war.

Bis dahin war ich davon ausgegangen, dass ich nach den zwei Wochen in Cavardiras wieder zum Letten zurückgehen würde. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich die Sucht überleben könnte. Ich gab mir noch ein paar Monate, ein knappes Jahr vielleicht. Das war meine Perspektive. Die Gruppenleiter fragten uns einmal, wie wir uns

unsere Zukunft vorstellten. Da fand ich innerlich: Doch, jetzt wäre es an der Zeit, dass ich einen neuen Weg einschlage und von den Drogen loskomme. Ich habe das dann auch gesagt. Ein anderer aus der Gruppe hat sich mit dem gleichen Wunsch gemeldet. Sicher haben uns die Gruppenleiter auch dabei geholfen, auf diese Idee zu kommen.

Ich konnte einen Entzug machen, und nachher kam ich in Therapie. Nach so einer langen Drogenzeit musst du wieder bei null anfangen im Leben. Ich wohnte in Siebers Sunedörfli zwischen Hirzel und Sihlbrugg. Ich ging viel laufen, jeden Tag etwa zwei, drei Stunden. Später fing ich an, Möbel zu restaurieren, ich war ja Schreiner.

Jede Woche kam ein Jurist vorbei, um mit mir meine Schulden und die behördlichen Dinge aufzuräumen. Ich hatte keinen Ausweis mehr, keine Krankenkasse. Dafür musste ich auf den Ämtern korrekt angemeldet sein. Wir gingen also in Zürich aufs Einwohneramt. Zuerst wollte da niemand zuständig sein, wir gingen von Büro zu Büro. Schlussendlich gab eine Beamtin meinen Namen in den Computer ein und sagte mir dann, mich gebe es gar nicht. Der Jurist stand daneben und sagte zu der Frau: «Ja, aber Herr Dürrenmatt steht hier vor Ihnen. Den muss es geben.» Das hört sich heute lustig an. Aber in dem Moment sah ich nur diese riesige Hürde auf dem Weg zurück. Ich wollte mir endlich ein normales Leben aufbauen und hatte nicht einmal mehr eine offizielle Identität. Wochen später fanden sie dann doch noch meinen Heimatschein, und man konnte mich wieder anmelden. So bin ich auch amtlich wiederauferstanden. Die Episode kommt sogar in Pfarrer Siebers Buch «Licht im Tunnel» vor.»

FREDY DÜRRENMATT, 64, ist angehender Surprise Stadtführer in Zürich. Auf seiner Tour wird er von seiner Zeit als Süchtiger auf dem Platzspitz/Letten und seinem Weg in die und aus den Drogen erzählen.

Pfarrer Ernst Sieber: «Licht im Tunnel», Zytglogge 1997. Kostenloses eBook online beim Sozialwerk Pfarrer Sieber: swsieber.ch

Auferstehen ist aufbegehren

Es war die sechste Stunde des Tages vor dem Sabbat, da mit einem Mal eine grosse Finsternis über das Land kam, um den Tod dieses Mannes zu bezeugen, Jesus Christus, der verspottet, gegeisselt und gekreuzigt wurde, weil er sich König der Juden nannte, und der nun, im Angesicht des Todes zur neunten Stunde, die Worte «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Mt 27, 45) rief und qualvoll starb, der sodann begraben wurde und der drei

Tage darauf von den Toten auferstanden und zuerst Maria Magdalena und Simon Petrus erschienen ist und dann seinen Jüngern und vielen anderen, der sie mit einem «Friede sei mit euch» begrüßte und der, als er in die ratlosen Gesichter blickte, zu ihnen sprach: «Was seid ihr so erschrocken? Seht meine Hände und meine Füße, ich bin's selber» (Lk 24, 36–39).

Soweit die Erzählung. Glauben Sie daran? Oder zumindest daran, dass diese Geschichte uns etwas zu sagen hat, heute noch?

Natürlich widerspricht die Sache mit der Auferstehung unserer Realität gehörig. Was aber nicht bedeutet, dass all das (komplett) unsinnig wäre. Nicht wenige Althistoriker*innen sind überzeugt, die Auferstehungsgeschichte sei durchaus plausibel. Sie nennen ein Dutzend Gründe, darunter den für sie (wie im Übrigen für wohl die meisten Historiker*innen) wichtigsten: Es gab hunderte Zeug*innen, dass Jesus auferstanden war, und viele von ihnen starben den Märtyrertod, als sie sich weigerten zu widerrufen, dass sie ihn gesehen hatten.

Dabei verstanden selbst die Jünger nicht, was das alles sollte. Jesus am Kreuz – das war unerhört. Nach dem Gesetz Mose galt ein Gekreuzigter nämlich als «ein von Gott Verfluchter» (5 Mos 21,23). Deshalb brach der messianische Anspruch von Jesus, der von Gott gesandte Erlöser zu sein, in sich zusammen. Seine Jüngerschaft war darob verzweifelt, manche fühlten sich wohl betrogen. Und nun, wie aus dem Nichts, ist dieser wundersame Typ wieder unter ihnen und sagt: Was guckt ihr so, «ich bin's selber».

Erst Jahrzehnte nachdem Jesus angeblich endgültig in den Himmel auffuhr, wurde hierüber geschrieben. So im berühmten 1. Korinther-Brief des Paulus, verfasst um 55 n. Chr. Darin erklärt der Verfasser seinen Zeitgenoss*innen: Dass Jesus von den Toten auferstanden sei, sei ein untrügliches Zeichen dafür, dass er nicht so sehr ein Mensch gewesen sei, VON Gott gesandt, sondern selber Gott IST, und zwar ein Menschgewordener, der überdies den Tod überwunden habe. Weswegen Paulus den Glauben an die Auferstehung zur Grundlage des christlichen Glaubens überhaupt erklärte: «Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig» (1 Kor 15, 17).

Interessant, dass sich damit auch der Sinn des Kreuzes – das heute zentrale Symbol des Christentums – grundlegend gewandelt hat. Im Lichte der Auferstehung Jesu wurde es nicht länger als Fluch oder Zeichen des Versagens gesehen, sondern für die Überwindung des Todes und den Sieg über die Sünde. Für die Gläubigen wurde die Auferstehung die Grundlage für ihre Hoffnung auf das ewige Leben – übrigens etwas fundamental Anderes als das, was wohl ihre Gegenwart prägte und was Jesus der Erzählung nach Zeit seines Lebens anprangerte: Ungerechtigkeit, Armut und Unterdrückung.

Für alle, die solchen Erzählungen nicht abgeneigt sind, mag die Sache mit der Auferstehung immerhin dafür stehen, dass es möglich ist, sogar gegen den Tod aufzubegehren und bestehende Verhältnisse zum Besseren zu verändern. Woran zu glauben in Zeiten wie diesen freilich nicht gerade einfach ist. Versuchen kann – oder sollte – man es trotz allem.

KP

Neu anfangen, immer wieder?

«Wer nicht das Unmögliche wagt, wird das Mögliche niemals erreichen», sagte einer, der auf dem Bremgartenfriedhof zu Bern begraben liegt und ziemlich sicher nicht an die Auferstehung glaubte. Wohl aber daran, dass sich das Bestehende – gerade wenn es geprägt ist von Ungerechtigkeit, Ausbeutung, Macht und Ausgrenzung – nur überwinden lässt, wenn man das radikal Andere zulässt, als Neuanfang sozusagen. Dieser bärtige Mann sagte dies wohlgemerkt lange vor Faschismus und Stalinismus, und auch vor dem Despotismus unserer Zeit. Was ihm vorschwebte: eine Lebensform, die alle Autorität hinterfragt, jede Form von Herrschaft, Hierarchie und Gewalt zurückweist und statt auf Führertum auf Vernunft, Solidarität und Selbstorganisation baut. Supernaive Utopie, revolutionäres Gewächs? Der russische Anarchist Michail Alexandrowitsch Bakunin (1814–1876) meinte dazu: «Jeder Aufruhr ist nützlich – so erfolglos er auch sein mag.» KP

Pionierpflanzen

Als ich sogar den Besen aus der Küche holte, wurde mir klar: Ich bin so was von bünzlig. Unten auf der Strasse Menschen im Fanschal und mit Sonnenbrille auf dem Weg an das sonntägliche YB-Spiel, ich nach dem dunklen Winter ohne Jacke auf dem Balkon. Noch wuchs nicht viel, nur Schnittlauch und Peterli bahnten sich neben ihren verdorrten Vorgängern ihren Weg. Dann fiel mein Blick auf etwas, das ausserhalb der Ordnung der Töpfe spriesste. Moos, allerlei Blüemli und Gräsli. Überall in diesem Riss, der sich über den Balkonboden zieht. Pionierpflanzen hatten wir sie an der Uni genannt. Unkraut, denke ich jetzt. Ich bücke mich und ziehe Halm für Halm aus. Was für eine Vorfriede auf den Balkonfrühling!

LEA



Delfine, keine Haie

Schön, wie warm das Wasser ist, denke ich. Und ein paar Längen später: Boah, ist das Wasser heiss. Ich, erwachsene Frau, habe mich für einen Schwimmkurs eingeschrieben. Kraul 1, Kraultechnik lernen. Der Leiter liest unsere Namen von der Liste ab und verteilt Badekappen. Wir sind im Kinderbecken und machen den Superman – «Ah, Superwoman natürlich auch», korrigiert er sich. Wir strecken einen Arm entlang des Körpers und der andere über unseren Kopf und paddeln mit den Beinen. «Aber nicht wie auf dem Velo!» Wasser in den Ohren. Wasser in der Lunge, Hustenreiz, kurz mit den Füßen auf den Boden aufsetzen und durchatmen. Zum Glück sind wir im Kinderbecken.

Als Kind war ich Samstag für Samstag im Schwimmkurs und hatte am Ende einen Badeanzug voller aufgenähter Abzeichen, auf den ich so stolz war, dass ich ihn noch heute habe, in einer Kiste im Keller. Krebs, Seepferd, Frosch, Pinguin, Kombitest 1 und 2. Als wir ins «grosse Becken» wechselten, stockte mir der Atem, wenn ich bis nach unten zum Boden blickte. Ich fürchtete, in die Tiefe zu sinken, und staunte, dass mich das Wasser trug, wenn ich in Bewegung blieb. Die Welt wurde grösser.

Irgendwann erwachsen, sah ich vor allem, was ich inzwischen alles konnte. Nach all den Jahren reichte es auch mal mit dem ständigen Lernen. Denn etwas Neues zu lernen, ist auch Überforderung in Dauerschleife. Kaum hat man das eine Detail einigermaßen verstanden, kommt das nächste und man steht wieder am Anfang.

Doch dann, in Lektion 4, fühle ich mich auf einmal wie ein Fisch (hahaha). Nur kurz, keine ganze Länge, dann muss ich mich erholen von den Strapazen. Bisher hatte ich immer nur bewundert, wie Menschen kraulend durch das Wasser zogen. Wie soll das gehen? Unerklärlich, ein Rätsel. Unerreichbar. Jetzt feiere ich meinen Körper, dass er Bewegungen macht, die er vor kurzem noch nicht kannte. Die Auferstehung des Ausprobierens und Lernens, meine Welt wird wieder grösser.

Lange hatte mich auch das Gut-sein-Wollen und Gut-sein-Müssen davon abgehalten, neue Dinge auszuprobieren. Ich wollte nicht bouldern (also eigentlich schon), weil ich es nicht konnte (weil ich es halt noch nie gemacht hatte). Ich spürte die Blicke der anderen – ich wollte nicht bewertet werden, ich wollte nicht, dass mein Körper bewertet wird, ich hörte meine innere Kritikerin. Als Kind war sowieso alles ständig neu, da spürte ich keine Blicke, hörte ich keine Stimme.

Im Schwimmkurs haben wir keinen Jö-Faktor wie die Kinder im Kurs vor uns, wir haben keinen muskulösen Körper wie die Leistungsschwimmer*innen vom Schwimmklub im grossen Becken. Aber wir haben uns. Prustend und japsend versichern wir uns gegenseitig, wie anstrengend das ist. Dass man doch nicht an alles gleichzeitig denken kann. Dass man kaum vorwärtskommt. Vom Beckenrand hören wir: «Ihr seid keine Haie, ihr seid Delfine.» Dann die nächste Länge, ein neuer Versuch. **LEA**



Einer unter vielen

Gibt es einen Plural von Messias? 3000 Propheten und Prediger soll es allein in Samaria und Judäa (den biblischen Bezeichnungen für grosse Teile der heute besetzten Palästinensischen Gebiete) zu Zeiten von Jesus Christus gegeben haben. Sie zogen durchs Land, kündigten vom jüngsten Gericht, predigten das ewige Leben und nicht wenige – wie Athrongos, ein Schafhirte –, setzten sich ein Diadem auf und nannten sich «König der Juden». Die meisten wurden gehängt, geköpft oder von Pontius Pilatus gekreuzigt. So gesehen war Jesus nur ein Messias unter vielen Messiasen. Wobei wohl nur er auch immer noch so genannt wird. Heutzutage gibt es angeblich 300 (immer noch ausschliesslich) Männer, die für sich beanspruchen, Wundertäter zu sein, Erlöserfigur und Heilsbringer, die dereinst auferstehen werden, wie der norwegische Fotograf Jonas Bendiksen in seinem Buch «The Last Testament» recherchiert hat. Sieben von ihnen hat er porträtiert: Vissarion, den Jesus von Sibirien zum Beispiel, oder Kitwe, jener aus Sambia. Auf die Frage, ob diese Typen nicht allesamt Spinner seien, Betrüger oder psychisch Erkrankte, erwidert Bendiksen lapidar: «Wenn du denkst, die wären geisteskrank, sind es alle Gläubigen.» **KP**

Keine Karteileiche

Achtzehn Jahre war Lal Bihari aus dem indischen Bundesstaat Uttar Pradesh ein toter Mann. Mit zwanzig erfuhr er bei einem Gang auf die lokale Behörde, dass er als verstorben galt. Dabei wollte er nur eine Landbesitzurkunde beantragen, um einen kleinen Kredit aufnehmen zu können. Das Stück Land, das seine Sicherheit sein sollte, war an einen Onkel väterlicherseits überschrieben und Bihari als ehemaliger Besitzer für tot deklariert worden. Und Tote bekommen keinen Kredit. Natürlich könne er klagen, sagte ihm ein Anwalt, aber der Fall könnte sich Jahrzehnte hinziehen und würde ihn höchstwahrscheinlich sein ganzes Ersparnis und das seiner Familie kosten.

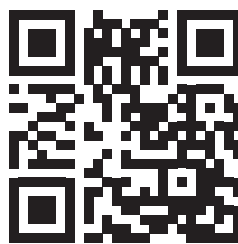
Konflikte um Landbesitz machen den grössten Teil aller Rechtsstreitigkeiten in Indien aus: Laut einer kürzlich im The Economist erschienenen Reportage stecken deswegen 7,7 Millionen Menschen in einem Gerichtsverfahren. Rund zwanzig Jahre braucht es im Schnitt, um einen Fall beizulegen. Im ländlichen Raum ist Landbesitz immer noch die Haupteinkommensquelle: etwa die Hälfte der 1,4 Milliarden Inder*innen ernähren sich von ihrem eigenen Grund und Boden. Ginge es nicht um existenzielle Not, wäre Biharis Geschichte in ihrer Absurdität lustig. Weil die Behörden ihre Daten nicht miteinander abgleichen, durfte er weiterhin wählen, bekam Getreiderationen für die Familie und musste seine Telefon- und Stromrechnungen bezahlen. Auch sein trotziger Antrag auf Witwenrente für seine Frau wurde abgelehnt.

Bihari begann, im Skelettkostüm vor Regierungsgebäuden für sein Recht zu demonstrieren. Mehrfach trat er in den Hungerstreik. Andere Betroffene gesellten sich hinzu. Über Jahre. Die unübersichtliche Bürokratie, der Überhang unerledigter Gerichtsfälle und die weit verbreitete Korruption machen vielen zu schaffen. 74 Prozent der Einwohner*innen von Uttar Pradesh gaben gegenüber Transparency International an, schon einmal bestochen zu haben, ein Viertel davon in Zusammenhang mit dem Eintrag von Landbesitz und sonstigem Eigentum. Und weil diese Register bis vor Kurzem auf Papier geführt wurden, bemerkte eine auf diese Weise enteignete Person ihren Verlust nur dann, wenn sie zufällig Einsicht in die Dokumente beantragte. Solche Konflikte können tragisch ausgehen: Zwischen 2017 und 2021 verzeichnete Uttar Pradesh allein mehr als 3000 Mordfälle, die mit Landstreitigkeiten zusammenhingen.

Nach achtzehn langen Jahren als «lebender Toter» holte ein neuer Beamter seines Distrikts Lal Bihari 1994 schliesslich formell zurück ins Leben. Das Stück Land wurde ihm zurücküberschrieben und die Kinder des Onkels, die darauf lebten, bekamen ein Bleiberecht. Bihari bezieht regelmässig einen Teil ihrer Ernte. Loslassen konnte er seinen Aktivismus nicht mehr: Er gründete die «Vereinigung der Lebenden Toten», einen zivilgesellschaftlichen Zusammenschluss von Betroffenen, und half ab dann anderen auf ihrem Weg zurück ins Leben.

Heute ist Lal Bihari siebzig Jahre alt und gesundheitlich angeschlagen. Es ist unklar, wie es mit seiner Organisation weitergeht. Indien als bevölkerungsreichstes Land der Erde steckt in einem ambitionierten Digitalisierungsprozess. Bleibt zu hoffen, dass die digitale Zusammenführung behördlicher Register darauf ausgelegt ist, auch die Korruption einzudämmen und Geschichten wie die der «lebenden Toten» unmöglich zu machen. **WIN**

Die Sagenjäger



Simon Berginz und Andreas Wullschleger fangen mit ihrem gleichnamigen Podcast vergessene Schweizer Sagen für Audiobegeisterte von heute und morgen ein. Mehr dazu direkt von den beiden Radiojournalisten im aktuellen Surprise Talk.

surprise.ngo/talk

Raus aus der Abhängigkeit

In der Frage der digitalen Unabhängigkeit geht es nicht nur um die ganz grossen Baustellen wie bspw. die Ablehnung von Palantir-Software durch die Schweizer Armee. Digitale Auferstehung kann man sich auch im Kleinen erarbeiten, um sich von der Umklammerung durch die Tech-Giganten zu lösen. Dies schlägt zumindest ein Zusammenschluss von Demokratiefreund*innen und Netzexpert*innen rund um den Chaos Computer Club vor und rief den monatlichen Digital Independence Day aus. Jeden ersten Sonntag im Monat kann jede*r Einzelne von uns seine und ihre persönliche Unabhängigkeit vorantreiben und auf alternative Angebote umsteigen. Wer möchte, bekommt mancherorts auch Beratung. **WIN**

termine.di.day

di.day/de/wechselrezepte

Auferstehung als Job

Das deutsche Ruhrgebiet, viel näher an Brüssel und Amsterdam als an Berlin, ist ein Städtehaufen mit fünf Millionen Bewohner*innen. Kaum jemand wäre hier ohne die Steinkohle. Hunderttausende Bergleute aus ganz Europa durchlöchernten im 19. und 20. Jahrhundert den felsigen Untergrund unter den rasant wachsenden Städten so sehr, dass die ganze Region langsam absackte: im Schnitt um zwölf Meter, stellenweise um mehr als dreissig und weitenteils unter den Grundwasserspiegel. Mehr als 500 Pumpwerke hieven Grundwasser und Regenwasser nach oben und leiten es zumeist in Flüsse ab. Wenn die Pumpen einmal abgestellt werden, wird die Metropolregion zur Seenplatte und ganze Städte werden verschwinden. Also laufen die Pumpen, und plötzlich auftretende Löcher – Tagesbrüche, in denen auch schon mal Autos verschwinden – werden routiniert verfüllt. «Ewigkeitskosten» nennt man das.

In fast jeder der 53 Städte stehen Denkmäler, die an die grossen Katastrophen, die «schlagenden Wetter» und Kohlenstaubexplosionen mit manchmal mehr als hundert Toten erinnern. Es gab viele davon. Während sie heute nur noch in lokalen Gedächtnistexten erwähnt werden, haben sich die Anekdoten länger gehalten. Denn zu den Katastrophen gehören auch Wunder. Die Selbsterzählung der Region ist voll rauer Geschichten von Menschen, die nach Tagen in bis zu tausend Metern Tiefe entdeckt und oft nur aufwendig geborgen werden konnten. Es gibt Anekdoten von heldenhaften Grubenwehren und vom Zusammenhalt. Von Verschütteten, die tagelang durch ein dünnes Rohr mit «Brühe, Milch und Mineralwasser mit Schnaps» versorgt wurden. Oder von denen, die unter

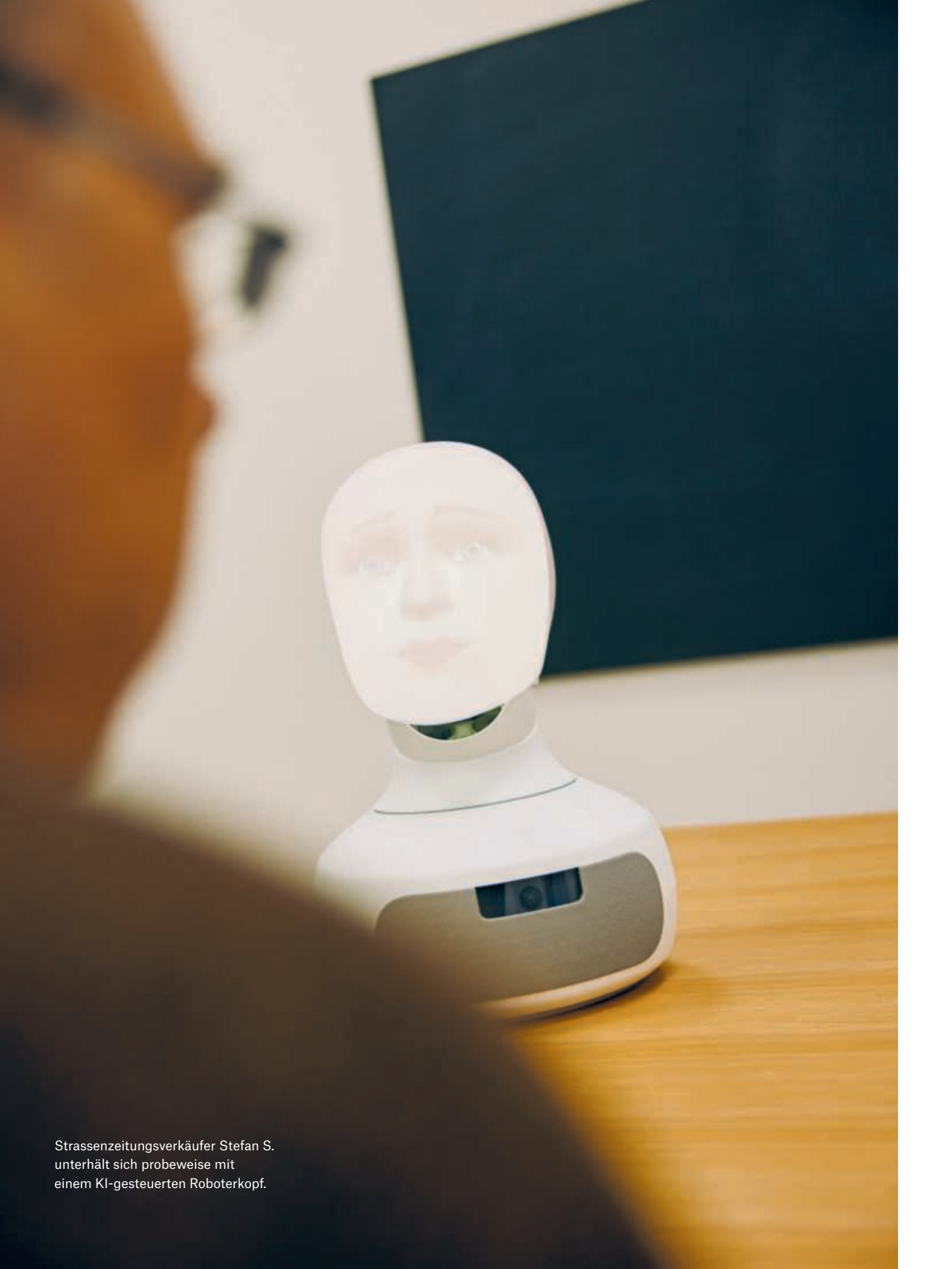
Tage beim Kartenspiel allen Besitz verzockten, bevor sie gerettet wurden. Alles inklusive markiger oder selbstironischer Einzeiler im Moment der Rettung.

Verblasst ist hingegen die Erinnerung an die Unerträglichkeit der Arbeit und die allgegenwärtige Angst, nicht zurück ins Licht zu kommen. «Nicht umsonst hat man das Wort geprägt, dass er stets sein Totenhemde trägt», heisst es beim Arbeiterdichter Heinrich Kämpchen über den Bergmann. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war die Arbeit geradezu grotesk unsicher; um 1900 starben rund tausend Bergleute pro Jahr durch Unfälle und die berüchtigte Silikose, die sogenannte Staublunge. So prägte zusätzlich eine grosse Zahl Versehrter die Städte. Dies ist allerdings weitgehend aus dem allgemeinen Gedächtnis verschwunden.

Heute liegt das Wissen um den Raubbau, den dieser Zweig der fossilen Extraktion auch an den Menschen betrieb, hinter einem Schleier allgegenwärtiger Bergbaunostalgie. Die Region ist noch immer geprägt von einem kollektiv ererbten Bergmannsstolz der Nachgeborenen. Die Heldengeschichten der Toten auf Widerruf und der Wiederauferstandenen sind geronnen zu einer Regionalkultur, die der andauernden Krise wie damals «vor Kohle» mit einer Mischung aus Fatalismus, zupackender Solidarität und schwarzem Humor begegnet.

Ihre materielle Ausprägung ist ein Festhalten an den Symbolen der längst abgewickelten Bergbauergangenheit. Siebzig Jahre nach der Kohlekrise, die das Zechensterben einleitete, präsentiert sich die Region mit stilisierten Fördergerüsten, Grubenlampen als Deko-Objekten und Baby-Stramplern mit der Aufschrift «Auf Kohle geboren». Und sie wartet auch nach Jahrzehnten des sogenannten Strukturwandels auf eine Eingebung, wie eine Zukunft nach Kohle und Stahl aussehen könnte. Übergangsweise haben Fussball und Comedy die Rolle der Identitätsstiftung übernommen. Auf Stadiontribünen und Kleinkunsth Bühnen lebt der joviale Working-Class-Habitus und die Abneigung gegen Hierarchien weiter. In dieser ärmsten Region Deutschlands findet die pragmatische Untergangserwartung der Bergleute ihre Fortsetzung über Tage: «Machse nix». Und mit der allgegenwärtigen Selbstironie, wie sie etwa Bochums inoffizielles Stadtmotto «Woanders is auch scheisse» symbolisiert, lässt sich zwar nicht die Zukunft, aber leicht irritierte Sympathie gewinnen. Und man macht halt weiter. Solange die Pumpen laufen. **BASTIAN PÜTTER**





Strassenzeitungsverkäufer Stefan S. unterhält sich probeweise mit einem KI-gesteuerten Roboterkopf.

Ratschläge vom Pelzhut

Forschung Kann ein Roboter Beratungsgespräche führen? In Nürnberg gehen Forschende dieser Frage nach. Das dortige Magazin Straßenkreuzer hat das KI-Zentrum einer Technischen Hochschule besucht – und selbst mit einem Roboter gesprochen.

TEXT **PHILIPP DEMLING** FOTOS **SIMEON JOHNKE**

«Hallo, wie geht es dir heute?», fragt der leuchtende Roboterkopf mit Frauengesicht und monotoner weiblicher Stimme. «Was machst du gerne in deiner Freizeit?» Stefan S. antwortet: «Mir geht es gut. Ich lese gerne Krimis, zum Beispiel von Henning Mankell.» Stefan ist Straßenkreuzer-Verkäufer und probiert heute an der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm Nürnberg den «Furhat» aus. Der mit dem englischen Wort für Pelzhut benannte Roboter kann mittels Künstlicher Intelligenz (KI) ein Gespräch mit Menschen führen. «Henning Mankell hat tolle Krimis, vor allem mit Kommissar Wallander», pflichtet Furhat bei und fragt weiter: «Liest du auch andere Genres?»

Das Gespräch zwischen Stefan S. und dem Roboter springt von einem Thema zum anderen: Science-Fiction, Antike, Römisches Reich, Demokratie, Kinderrechte. Der Furhat, dessen programmiertes Gesicht sich hin und wieder zu einem leichten Lächeln verzieht, knüpft an Stichwörter an, die ihm sein Gegenüber gibt. Er greift dabei auf den sprachbasierten Chatbot ChatGPT des US-amerikanischen Softwareunternehmens OpenAI zurück. Als sogenanntes Large Language Model (LLM) generiert ChatGPT menschenähnliche Antworten auf Textanfragen. Wer Furhat benutzt, kann zwischen verschiedenen Ge-

sichtern und Stimmen wählen, ausserdem erkennt der Roboter verschiedene Sprachen. Mit einer Software kann man sogenannte Prompts eingeben, also dem Roboter Anweisungen erteilen, wie er sich im Gespräch verhalten soll. Entwickelt wurde Furhat in Schweden. Dort setzten ihm Studierende eine Pelzmütze auf und gaben ihm seinen Namen.

Stefan S. setzt erneut an. Diesmal soll es um ein Thema der sozialen Beratung gehen. «Wie bekomme ich in Fürth einen Schwerbehindertenausweis?», fragt Stefan. Der Roboter erklärt, dafür müsse man einen Antrag beim städtischen Versorgungsamt stellen und fragt zurück: «Hast du bereits Unterlagen, die deine Behinderung belegen, oder benötigst du Informationen über den Prozess?» Als Stefan S. wissen will: «Wer ist der beste Psychiater in Fürth?», gibt der Roboter keine konkrete Empfehlung ab, sondern rät, sich für diese Frage an die Kassenärztliche Vereinigung zu wenden oder auf Bewertungsportalen im Internet nachzusehen.

Am KI-Zentrum und dem Institut für E-Beratung (IEB) der Hochschule erforschen Wissenschaftler*innen, welche Rolle KI in der sozialen Beratung spielen könnte. Furhat werde bisher nicht in Lehrveranstaltungen eingesetzt, sagt Jens Albrecht, Professor für Informatik am KI-Zentrum.

«Aber wir bereiten ihn gerade dafür vor, dass man unterschiedliche Beratungsszenarien ausprobieren kann. Wir wollen dabei auch testen, wie die Kommunikation mit einem solchen Roboter auf Studierende wirkt, und Grenzen ausloten.»

KI als Assistenz

Das IEB bildet eine Schnittstelle zwischen Informatik und Sozialwissenschaften. Desse Leiter Robert Lehmann, Professor für Soziale Arbeit, forscht und lehrt Onlineberatung, Digitale Soziale Arbeit und KI in der Sozialen Arbeit. Zunächst habe man Chatbots zu Trainingszwecken genutzt, erzählt er. «Das heisst, der Chatbot schlüpft in die Rolle eines Ratsuchenden. Bisher haben wir uns noch nicht daran herangetraut, dass die KI berät.» Zurzeit teste man in der Forschung vor allem, wie KI in der Sozialen Arbeit als Assistenz für die beratende Person dienen könnte. Lehmann zieht einen Vergleich mit autonom fahrenden Autos: Das Auto fährt – zumindest bisher – nicht komplett selbst, doch den Fahrer*innen stehen immer mehr Assistenzsysteme zur Verfügung.

«KI wird de facto bereits für Beratungszwecke genutzt», sagt Robert Lehmann. «Die Leute schreiben in ChatGPT: Ich habe dieses oder jenes Problem. Gib mir doch mal einen Rat!» Dabei habe ChatGPT gra-

vierende Nachteile, sagt Lehmann. Einer von ihnen sei der mangelnde Datenschutz: «In der psychosozialen Beratung geht es um höchst persönliche Daten. Gibt man diese bei ChatGPT ein, werden sie von einem US-Konzern gesammelt.» Ihre eigene KI werde zwar mit Protokollen echter Fälle aus der Onlineberatung trainiert, Lehmann betont aber: «Alle Fälle sind anonymisiert und verschriftlicht.»

Weltweit werden bereits mehrere Todesfälle mit Chatbots in Verbindung gebracht. Bekannt wurde u.a. der Fall eines Jugendlichen aus Florida, der 2024 Suizid beging, nachdem er mit ChatGPT über seine Depressionen gechattet hatte. Die Eltern klagen nun gegen den Konzern OpenAI, dem sie vorwerfen, ChatGPT habe ihren Sohn in seinen Suizidabsichten bestärkt. Im September 2025 kündigte OpenAI an, sie würden Nachbesserungen ihrer Produkte entwickeln, die den Eltern mehr Kontrolle über die Chatbot-Nutzung ihrer Kinder ermögliche. Dazu gehörten auch «hilfreiche Bemerkungen» unter kritischen Themenblöcken.

Experimente mit fiktiven Fällen

Eine KI, die in der psychosozialen Beratung eingesetzt wird, müsse unserem ethischen Rahmen entsprechen, sagt der Informatiker Jens Albrecht: «Und das ist, wenn sie von einem US-Konzern entwickelt wurde, nicht unbedingt der Fall.» Auf welcher Wertebasis ChatGPT Menschen Ratschläge erteilt, ist nach Einschätzung der beiden Nürnberger Wissenschaftler völlig intransparent. Robert Lehmann berichtet von einem Experiment mit einem fiktiven Fall: Sie hätten ChatGPT wegen Erziehungsproblemen um Rat gefragt und die Empfehlung erhalten, dass die Mutter des betroffenen Kindes weniger arbeiten solle. «Das kann je nach Situation ein durchaus vernünftiger Rat sein», sagt der Leiter des IEB. «Aber wir haben verschiedene Szenarien durchgespielt. Egal, wie wir ChatGPT den Fall geschildert haben: Der Rat, dass der Vater weniger arbeiten solle, kam nie.»

Wie müsste eine Beratungs-KI konstruiert sein, damit sie bei sensiblen Beratungsgesprächen ethische und fachliche Standards einhält? Zwei Dinge könne man steuern, sagt Jens Albrecht: Erstens komme es auf die Trainingsdaten an, mit denen die KI trainiert wird. Zweitens sei der Prompt, also die Aufgabenstellung, entscheidend. «Der Dialog mit der Maschine soll nach bestimmten Kriterien ablaufen:

natürlich, emotional und inhaltlich korrekt», so Albrecht. «Er soll sich in einem gewissen Rahmen bewegen und keine Grenzen überschreiten.»

Ein Grund, warum KI in der sozialen und psychosozialen Beratung eine immer wichtigere Rolle spielt, ist nach Einschätzung der beiden Wissenschaftler der Mangel an Therapieplätzen. Eine Beratungs-KI könnte Fachkräfte entlasten. «Ein Bereich wären Anamnese-Gespräche», sagt Albrecht. Das könnte in etwa so ablaufen: Patient*innen nennen einem KI-Roboter ihre wichtigsten Daten und erzählen ihm von ihrer Krankheitsgeschichte, bis eine Ärztin oder ein Psychotherapeut das Gespräch übernimmt. Entscheidend dürften Fragen der Grenzziehung sein: Welche Themen kann man mit einem Roboter besprechen, wann muss ein therapeutisch ausgebildeter Mensch eingreifen? Kommt eine Beratungs-KI für alle infrage oder nur für bestimmte Ratsuchende?

Üblicherweise beginnt ein Beratungsgespräch mit freundlichem Smalltalk, man stellt sich aufeinander ein. Erst dann geht man zum eigentlichen Grund des Gesprächs über. Wenn nun ein*e Ratsuchende*r zunächst mit einem KI-Roboter gesprochen hat, ist es fraglich, ob der oder die Berater*in das Gespräch einfach nahtlos übernehmen kann. Möglicherweise müsste die Sitzung noch einmal bei null beginnen. «Das ist eine spannende Forschungsfrage», meint Robert Lehmann.

Ein humanoider Roboter wie Furhat hat einen entscheidenden Vorteil gegenüber Menschen: Selbst wenn man ihm zum zehnten Mal dasselbe erzählt oder lange braucht, um etwas zu verstehen, reagiert er nie genervt. Das kann positiv empfunden werden. «Andererseits stellt sich die Frage, ob das noch lebensweltnah ist», meint Lehmann. «Wenn ich mit einem echten Menschen zu tun habe, muss ich ja damit zurechtkommen, dass er irgendwann ungeduldig wird.»

Wie hat Straßenkreuzer-Verkäufer Stefan S. seine Begegnung mit Furhat erlebt? Es sei für ihn nicht dasselbe gewesen wie ein Gespräch mit einem Menschen, erzählt er. «Er bestätigt eigentlich nur das, was man selbst gesagt hat. Ein echter Mensch würde mehr eigene Gedanken und seine eigene Meinung einbringen.»

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von **STRABENKREUZER / INSP.NGO**





Die Professoren Jens Albrecht (links, Informatik) und Robert Lehmann (Soziale Arbeit) forschen interdisziplinär am Einsatz von KI in der sozialen Beratung.

KI und Soziale Arbeit in der Schweiz

Forschung Auch hierzulande wird der Einsatz KI-gestützter Systeme in der Sozialen Arbeit ausgelotet. Eine grosse Herausforderung.

Tagungen, wissenschaftliche Arbeiten, Aus- und Weiterbildungen: Auch in der Schweiz nimmt die Künstliche Intelligenz KI in der Sozialen Arbeit immer mehr Platz ein. Einig ist man sich darin, dass der Einsatz von KI nützlich sein kann, wenn es darum geht, Sozialarbeiter*innen von Routinearbeiten zu entlasten – dazu gehört z.B. das Erstellen und Auswerten einfach strukturierter Berichte, wie der Sozialpädagoge Matthias Andenmatten in seiner Masterarbeit an der Berner Fachhochschule BFH herausgearbeitet hat. Christian Liesen, Professor an der ZHAW, hebt hervor, dass die Verlockung der KI gerade im Bereich der Sozialen Arbeit stets mit Verantwortung einhergehen müsse. Als Beispiel für sein Verständnis vom Berufsethos der Sozialen Arbeit nennt er den Umgang mit sensiblen Daten von und über Klient*innen, diese dürften nicht leichtsinnig an eine KI delegiert werden.

Hinter der Idee, KI für die Entlastung von Routinearbeiten einzusetzen, steht die Hoffnung, dass Sozialarbeitende so mehr Zeit hätten, ihre Klient*innen individuell zu begleiten. Man scheint sich weitgehend einig zu sein: Die KI ist derzeit noch nicht in der Lage, die entsprechende Expertise der Fachleute in der Begleitung von Klient*innen zu ersetzen. Thomas Brunner vom Sozialinfo weist jedoch darauf hin, dass die KI derzeit einen Wandel durchmacht: weg von einem System, das bloss darauf trainiert ist, unsere Aufmerksamkeit zu binden («race for attention»), hin zu einem Algorithmus, der auch darauf aus ist, eine möglichst grosse Vertrautheit zwischen Mensch und Maschine aufzubauen («race for intimacy»). Gerade diese künstliche Intimität werde in der Sozialen Arbeit künftig immer mehr Raum einnehmen, so Brunner. Er denkt dabei an vollständig automatisierte Socialbots, die in der Nachsorge nach Klinikaufenthalten depressiver Menschen eingesetzt werden, oder an Chatbots in der niedrigschweligen Beratung von Menschen in suizidalen Krisen. Was, fragt Brunner, wenn solche Chatbots ganz bestimmten Bedürfnissen von Klient*innen zunehmend gerechter werden: «Wenn der digitale Freund dich immer besser versteht als der menschliche, er nie schlecht gelaunt ist und dich nie infrage stellt?» In der Beantwortung solcher Fragen sieht Brunner eine der grössten Herausforderungen der KI an die Soziale Arbeit.

KP

Mit dem ABC zu Freiheit

Spracherwerb In einem Alphabetisierungskurs lernt Sahra Omar lesen und schreiben. Nach einer gewaltvollen Ehe kann sie sich nun endlich ein selbstbestimmtes Leben aufbauen.

TEXT **FIONA LUSTI** ILLUSTRATIONEN **IRIS WEIDMANN**

Der Ball fliegt zu ihr. Jetzt ist sie an der Reihe: «Ich heisse Sahra Omar.» Sie wirft den Ball zur nächsten Frau. Sieben Schülerinnen stehen im Kreis und stellen sich vor. Es ist der erste Kurs im neuen Semester. Ihre Wohnorte: Wittenbach, Schönbrunn und andere. Ihre Herkunft: Syrien, Pakistan, Türkei, Sudan. «Ich bin verheiratet», sagt eine Frau und gibt den Ball wieder weiter an Omar. «Ich bin Single», sagt sie. Die 33-Jährige trägt ein beiges Kopftuch, Moonboots blitzen unter ihrem bodenlangen Rock hervor. Im Alpha-2-Kurs an einer Deutschschule für fremdsprachige Frauen in der Ostschweiz lernen Analphabetinnen das Lesen und Schreiben. Eine Frau neben Omar wendet sich verwundert zu ihr: «Du bist nicht verheiratet?» – «Nein, nicht mehr», sagt sie mit stolzem Lächeln. Zu ihrer Sicherheit ist ihr Name in diesem Text geändert.

Achtzehn Jahre ist es her, dass Omar als Sechzehnjährige aus einem Land jenseits des Mittelmeers in den Thurgau kam. Sie war nicht alleine. Ihr Mann begleitete sie. Zwischen 2009 und 2020 brachte Omar fünf Töchter zur Welt, war in erster Linie Hausfrau und Mutter und leistete also unbezahlte Haushalts- und Carearbeit. 2011 besuchte sie einen Sprachkurs. Doch ihr Mann verstand nicht, weshalb seine Frau Deutsch lernen wollte. Nach einem Jahr, in dem ihr Mann sie gelegentlich zur Schule gehen liess und manchmal nicht, verbot er ihr schliesslich, den Kurs weiterhin zu besuchen. Bis zum Herbst 2025 hatte Omar keinen weiteren Deutschkurs gemacht und somit nie richtig Deutsch gelernt.

Ein rotes Schulheft liegt vor ihr auf dem Tisch, «ABC Domino – Alphabetisierung Deutsch». Der Duft von süssem Kaffee und Zucker strömt aus der Tasse vor ihr. Zweimal die Woche geht die 33-Jährige in den Sprachkurs. Die Kosten dafür übernimmt die Sozialhilfe. Hier zu sein, bedeute ihr viel. «Ich fühle mich so frei wie noch nie», meint Omar. An der Tafel hängen sechs Bilder. «Wievielmals klatschen wir bei Bürste?», fragt die Lehrerin und





zeigt auf eines der Bilder. Die Schülerinnen klatschen zweimal in die Hände. «Und mit welchem Buchstaben fängt das Wort an?» «B», sagt Omar. Die Schülerinnen versuchen die sechs abgebildeten Begriffe auf ein Blatt Papier mit Linien zu übertragen. «Einzelne Wörter zu schreiben, das geht mittlerweile», sagt Omar. Sie kennt das ABC. Schwierig werde es bei ganzen Sätzen oder gar Texten. Und sowieso – schreiben sei für sie viel schwieriger als lesen. Etwas zittrig notiert Omar das letzte Wort auf ihr Papier: Joghurt. «Der Buchstabe g ist schwierig.» Sie braucht mehrere Anläufe, bis es ihr gelingt. Und doch ist Omar schnell. Die Lehrerin kommt an ihren Tisch vorbei: «Du hast ja bereits alle Übungen fertig», meint sie lächelnd.

Ein Weg aus der Isolation

Ihr Mann ist unterdessen ihr Exmann. «Er wollte nicht, dass ich Deutsch lerne. Ich war nur zuhause. Hatte keine Freundinnen. Keinen Kontakt nach aussen», sagt Omar. «Wenn ich auf mein bisheriges Leben schaue, werde ich sehr traurig.» 2021 trat Omar eine Stelle als Reinigungskraft an. Ihren Lohn musste sie ihrem Mann abgeben, der das Konto verwaltete. Was er ihr nicht nehmen konnte: den Geschmack von Freiheit, den ihr der Job gab. Der Austausch mit den anderen Frauen eröffnete ihr eine neue Welt. Heimlich legte sie ein eigenes Bankkonto an. Ihr Mann bekam zwar Wind davon, doch sie war nicht mehr aufzuhalten. 2024 reichte Omar die Scheidung ein. Fünf Monate suchte sie Schutz vor ihrem Ehemann im Frauenhaus. «Gott sei Dank ist jetzt alles anders.»

Nun sitzt sie auf dem grauen Sofa in ihrer Wohnung und singt zu einem deutschsprachigen Lied, das aus ihrem Handy ertönt. Singen helfe ihr, den Schmerz zu verarbeiten. Zudem lerne sie so die Sprache. Auf dem Boden liegen Spielzeuge, Skikleider und ein Korb mit frisch gewaschener Wäsche, für die noch keine Zeit

zum Zusammenlegen blieb. Zwei der fünf Töchter wohnen bei ihr. Die drei älteren beim Vater. «Mein Exmann erzählt viele Lügen über mich. Dass ich psychisch krank sei. Dass ich dumm sei, weil ich ja nicht einmal Deutsch sprechen könne.» Nun wirft er ihr auch noch vor, woran er sie selbst gehindert hatte. «Ich hoffe sehr, dass meine älteren Töchter irgendwann die zwei Gesichter meines Exmannes erkennen. Vielleicht, wenn sie älter sind.»

Neben dem grossen Flachbildschirm im Wohnzimmer steht eine grosse Lavalampe, in der farbige Fische herumschwimmen. Omar holt die Fernbedienung. Auf dem Bildschirm erscheint ein kleines Mädchen in einem pink eingerichteten Kinderzimmer. Nastya – das Gesicht eines der erfolgreichsten Kinderkanäle auf Youtube weltweit. Die schrille Synchronstimme des Mädchens spricht ein einfaches Deutsch. Omars Töchter lieben diese Videos. Und für Omar selbst ist es eine gute Sprachlernübung. Für die Interviews zu diesem Text wurde kein*e Dolmetscher*in herbeigezogen. Dass Omar sich so gut verständigen kann, verdankt sie auch ihren Kindern. Ab der Einschulung brachten sie auch die deutsche Sprache mit nach Hause. Mit ihrer Mutter sprechen sie bis heute zwar immer deren Muttersprache. Doch untereinander flossen irgendwann auch Sätze auf Deutsch. Und Omar hörte zu.

Sie holt ein grosses Notizbuch hervor. Darin stehen unzählige Wörter, denen sie im Alltag begegnet, wie Banane, Tisch oder Fernseher. Früher las ihr Exmann ihre Briefe und Rechnungen vor. Heute macht das Omars beste Freundin für sie. Wenn Omar eine Whatsapp-Nachricht, Rechnung oder einen Brief erhält, leitet sie diese an die Vertraute weiter, die gut lesen und schreiben kann. Das sei viel besser, als von ihrem Mann abhängig zu sein, ihre Freundin wolle nur das Beste für sie. Aber abhängig ist sie noch immer. «Mein Ziel ist es, das alles bald alleine zu machen und als Frau selbstständig im Leben zu stehen», sagt Omar.

Energie fürs Lernen

Im Schulzimmer der Sprachschule sprechen die Schülerinnen wild durcheinander. Zusammen mit einer Sitznachbarin löst Omar ein Memory. «Der Taxi», sagt die Sitznachbarin. «Es heisst das Taxi», korrigiert sie Omar. Am liebsten mag es Omar, gemeinsam mit den anderen Übungen zu lösen. «Zusammen ist es einfacher als alleine.» Eineinhalb Stunden dauert der Sprachkurs. «Eigentlich bräuchte jede dieser Frauen Einzelunterricht», sagt die Lehrerin. Eine neue Sprache zu lernen, sei schwer genug. Wenn dann auch noch das Lesen und Schreiben geübt werden müssen, sei das eine Mammutaufgabe. Im Sommer, wenn der Alpha-2-Kurs abgeschlossen ist, beginnt Omar mit dem Aufbaukurs A1 am selben Ort. Erst danach kann sie in einen regulären A1-Kurs gehen. Ein langer Weg.

Nach dem Unterricht holt sich Omar einen weiteren Kaffee. «Ich bin müde», sagt sie lächelnd. «Heute zwei Stück Zucker.» Auch wenn die Deutschkurse sehr anstrengend seien, die Motivation vergehe ihr nie.

Omars Traum ist es, dieses Jahr schon selbst erste Sachen aufschreiben zu können. Und irgendwann dann Briefe, Songtexte für ihre eigenen Lieder, aber auch Texte über das, was sie erlebt hat. All das Schwere. Und sie möchte Geschichten lesen können. Omar liebt Geschichten. «Mir wurde immer von meiner Grossmutter vorgelesen. Bei ihr bin ich aufgewachsen.» Was sie arbeiten möchte? Die Arbeit in der Reinigung habe ihr gefallen. «Hauptsache, ich habe Arbeit und verdiene mein eigenes Geld», sagt Omar.



«Wer die Sprache nicht spricht, ist stärker abhängig von anderen»

Spracherwerb Wenn geflüchtete oder migrierte Menschen auch nach längerer Zeit kein Deutsch sprechen, sind die Gründe oft komplex, sagt Jelena Ćosić. Die Leiterin des Gravita SRK Zentrum für Psychotraumatologie in St. Gallen erklärt, welche Hürden dem Erlernen einer neuen Sprache im Weg stehen können.

INTERVIEW **FIONA LUSTI**

Frau Ćosić, eine vielleicht triviale, aber doch zentrale Frage zum Einstieg: Warum sollte man in einem neuen Land überhaupt die Landessprache lernen?

Jelena Ćosić: Die Sprache ist ein wichtiger Schritt Richtung Integration. Damit man sich zurechtfindet in einem Land, muss man die Sprache lernen. Das ist die erste Massnahme, die man ergreift bei Geflüchteten oder Migrant*innen. Ausser bei Expats, von ihnen erwartet man das nicht. Wenn wir aber über jemanden sprechen, der den Asylstatus F, B oder S bekommen hat, dann haben diese eine Integrationspflicht und müssen die Sprache lernen.

Wieso kann das Sprachenlernen schwierig sein?

Haben Sie einmal versucht, Arabisch zu lernen?

Nein. Eine Freundin von mir lernt es.

Eine Herkulesaufgabe. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Genauso geht es vielen, die Deutsch lernen. Und es gibt zusätzliche Hürden beim Sprachenlernen. Man kann sehr sprachbegabt sein und doch daran scheitern. Da kann man noch so motiviert sein.

Warum?

In den meisten Fällen ist es nicht die intrinsische Motivation, die fehlt. Menschen wollen grundsätzlich lernen. Schon wenn Geflüchtete zu uns in die Tagesklinik kommen, zeigt das ja, dass sie motiviert sind. Aber sie sind blockiert und können nicht. Psychische Belastungen wie Traumata, schwerwiegende Erlebnisse auf der Flucht, Druck aus dem Heimatland, Geld zu schicken, das alles können Gründe sein. Oder das Warten auf den Asylentscheid. Diese Menschen sind teils jahrelang in einem Schwebezustand und im Unwissen darüber, ob sie bleiben können oder wieder ausgeschafft werden.

Wie hängt das mit dem Sprachenlernen zusammen?

Wenn grundlegende Bedürfnisse, wie ein Dach über dem Kopf oder ein Gefühl von Sicherheit, nicht gegeben sind, dann fällt es schwer, weitere Bedürfnisse zu erfüllen, wie zum Beispiel das Sprachenlernen und sich zu integrieren.

Neben psychischen Hürden gibt es auch familiäre Hindernisse. Zum Beispiel, wenn eine Frau von ihrem Partner aktiv am Deutschlernen gehindert wird.

Ja, innerfamiliäre Spannungen spielen ebenfalls eine Rolle. Manche Frauen werden sozial isoliert oder in ihrer Autonomie eingeschränkt. Wer die Sprache nicht spricht, ist stärker abhängig von anderen – das kann Machtverhältnisse innerhalb von Beziehungen verstärken.

Das zeigt, wie eng Sprache und Selbstständigkeit verbunden sind.

Genau. Für viele ist Autonomie eine wichtige Motivation, eine neue Sprache zu lernen: selbst einkaufen gehen, Rechnungen verstehen, Termine vereinbaren – sie wollen im Alltag selbst klarkommen.

Wie schaffen es Betroffene, aus schwierigen Situationen ausubrechen und zu Ihnen zu gelangen?

Grundsätzlich braucht es jemanden, der etwas merkt – zum Beispiel die Polizei nach einem Hinweis aus der Nachbarschaft oder eine Lehrperson. Manche Betroffene wenden sich selbst an ein Frauenhaus, an die Opferhilfe oder das Sozialamt und gelangen auf diesem Weg zu uns. In der Regel erfolgt die Zuweisung über eine Hausärztin oder einen Hausarzt. Danach laden wir die Person – meist mit Dolmetscher*innen – zu einem Abklärungsgespräch ein und versuchen gemeinsam herauszufinden, welche Unterstützung nötig ist.

Gibt es auch Menschen, die kein Deutsch lernen wollen?

Das betrifft häufiger Menschen etwa ab sechzig Jahren, die erst im Alter in die Schweiz gezogen sind. Für viele ist es eine enorme Enttäuschung, im Alter das gesamte Leben zurücklassen zu müssen. Ihre Motivation ist dann verständlicherweise geringer. Trotzdem versuchen wir, ihnen Mut zu machen.

Was kann die Gesellschaft tun, um Menschen beim Sprachenlernen zu unterstützen?

Wichtig ist, Stigmata abzubauen und mehr Empathie zu zeigen. Wir beurteilen Menschen oft vorschnell, ohne den «unsichtbaren Rucksack» zu sehen, den viele tragen. Traumatische Erfahrungen wie Gewalt, Ausbeutung oder Flucht sind nicht sichtbar – aber sie wirken stark nach. Stattdessen hören wir nur das brüchige Deutsch, ziehen schnelle Schlüsse – etwa, dass sich jemand zu wenig Mühe gibt.



FOTO: ZVG

JELENA ĆOSIĆ, 41, ist Leiterin von Gravita – Zentrum für Psychotraumatologie und Integration des Schweizerischen Roten Kreuzes in St. Gallen. Sie hat an den Universitäten St. Gallen und Zürich studiert und einen Master in Management, Organisation & Kultur sowie Germanistik und Osteuropawissenschaften.



Vom Zustand der Welt, innen und aussen

Kino Der Dokumentarfilm «Siri Hustvedt – Dance Around the Self» erzählt vom Denken und Schaffen einer bedeutenden US-amerikanischen Schriftstellerin der Gegenwart. Und von der Liebe.

TEXT SARA WINTER SAYILIR

Der verstorbene Schriftsteller Paul Auster spricht in die Kamera: Ja, seine Frau Siri Hustvedt – die uns jetzt in «Siri Hustvedt – Dance Around the Self» auf der Leinwand begegnet –, sei eine beeindruckende Frau. Sie wirke einschüchternd, besonders auf Männer. «And she is my wife», sie ist meine Frau, fügt er hinzu, als sei er nach 43 Jahren Ehe immer noch demütigt überrascht und glücklich, dass diese «grosse, schöne Person» ihr Leben mit ihm verbringt. Wer die Bücher der beiden Autor*innen kennt, weiss, wie sich ihre Lebenswerke ineinanderfügen. «Wir hatten von Anfang an das Glück, über dieselben Fragen nachzudenken», sagt Hustvedt dazu.

Es sind komplexe Fragen des Verhältnisses von Sprache und Objekt, von Identität und Wahrnehmung, Subjektivität und Objektivität, zu denen Hustvedt arbeitet. Sie bricht konsequent mit der auktorialen, scheinbar neutralen Erzählperspektive. Diese habe aus ihrer Sicht in vielen Fällen genau eine Funktion: Subjektivität als minderwertig zu markieren und Objektivität zu suggerieren, erklärt sie im Film. Konsequent schwenkt auch die Kamera einmal kurz wie zufällig auf das Filmteam, um zu zeigen: Es ist auch hier immer nur ein Blickwinkel, eine Erzählung. Hustvedt sieht im absichtlichen Aussparen der Ich-Perspektive durch viele Autor*innen auch eine List. «Eine List, um Autorität vorzutäuschen.» Und davon hält die Feministin nicht viel.

Das 110-minütige Kinoporträt über vielleicht eine der wichtigsten Autorinnen der Gegenwart erscheint in mehrfacher Hinsicht als Liebesfilm und Liebeserklärung. «Das ist eine sehr persönliche Reise gewesen für mich, und ich hoffe, dass man das in diesem Film spürt», sagte die Regisseurin Sabine Lidl gegenüber

dem deutschen Sender Radio3. Und fügt hinzu: «Es hat mein Leben verändert.» Es spricht für Filmemacherin Lidl, dass sie Hustvedt während Krankheit und Tod ihres «Lebensmenschen» Auster im April 2024 weiterhin begleiten konnte und durfte. Die Beziehung von Hustvedt und Auster macht denn auch den Film im Kern aus.

Schreiben und Lesen sind vor allem innerliche, stille Tätigkeiten und können dennoch viel bewegen: «Anders als viele andere Menschen glaube ich, dass das Lesen von Romanen das Wissen der Menschen erweitert», sagt Hustvedt. Ihre Bücher verweben geschickt historisches, persönliches und erdachtes Material, sodass sie nicht nur Lesevergnügen bieten, sondern auch intellektuelle Herausforderungen und Streitschriften zugleich sind.

Beim Versuch, die Tiefe des Denkens von Hustvedt in ein anderes Medium zu transferieren, bedient sich die Berlinerin Lidl einer Reihe von Stilmitteln. Sie animiert einfache Strichzeichnungen, die Hustvedt selbst gezeichnet hat, und macht daraus Collagen mit realen Bildern. Sie lässt eine Schauspielerin bei leichter Hintergrund-Unschärfe als junge Siri durch New York laufen. Und nutzt Familienfotos sowie private und historische Filmaufnahmen. Trotz dieser Vielzahl an Ebenen konzentriert sich der sonst sehr klassische Dokumentarfilm meist chronologisch auf den Inhalt von Hustvedts Leben und Denken.

Lidl hatte die Familie Auster-Hustvedt schon einmal begleitet – 2018 erschien bei Arte ihre kürzere (und weniger künstlerische) Fernsehdoku über Paul Auster. In beiden Filmen ist die intime Atmosphäre zwar auch eine Inszenierung, wirkt aber an-



BILDER: VINCAFILM

Zauberhafte Schnipselei

Buch Im Bilderbuch «Stille Post» führt eine wütende, aber vernuschelte Botschaft zu einem glücklichen Ende.

Wer kennt das nicht: Im Kinderspiel «Stille Post» wird eine Nachricht flüsternd von Ohr zu Ohr weitergereicht, und was am Ende dabei herauskommt, ist mit an hundert Prozent reichender Wahrscheinlichkeit purer Nonsens, der einem die Lachtränen in die Augen treibt. Die Autorin Andrea Tuschka hat aus diesem Klassiker eine wunderbare Variante mit einem unerwartet versöhnlichen Ende gemacht. In ihrer Geschichte erzählt sie von Bär und Maus, die sich eines Tages fürchterlich streiten, obwohl sie die allerbesten Freunde sind. Und beide sind felsenfest davon überzeugt, im Recht zu sein.

Als sie wütend auseinandergehen, will die Maus dem Bären noch einmal so richtig die Meinung sagen. Aber ihm hinauf auf seinen Berg zu folgen, das kommt für sie nicht infrage. Da hat sie eine Idee: Mithilfe der anderen Tiere will sie eine Nachricht an den Bären senden. Und schon beginnt eine in gereimte Verse verpackte vergnügliche Spielart von «Stille Post». Denn die Tiere verbibbern, vermurmeln, vernuscheln und vernäseln die grimmige Botschaft so gründlich, dass sie sich, als sie endlich den Bären erreicht, in ihr Gegenteil verwandelt hat. Und Maus und Bär sind wieder dicke Freunde.

Dieser wunderbare Twist wäre allein schon eine Empfehlung wert. Aber dieses aussergewöhnliche Buch hat noch viel mehr zu bieten: eine Bildumsetzung nämlich, die schlichtweg begeistert. Die Illustratorin Rebekka Stelbrink hat die Bilder aus unzähligen kleinen Papierschnipseln zusammengesetzt. Aus Papieren, die sie zuvor mit Aquarell- und Acrylfarben koloriert und mit Buntstiften bemalt und dann mit Schere und Cutter ausgeschnitten hat.

Daraus hat sie Collagen geschaffen, die so detailreich, liebevoll und witzig sind – und nicht zuletzt auch ein ästhetischer Genuss –, dass jede Seite eine wahre Augenweide ist. Mit klitzekleinen bis grossen Figuren und weiten Landschaften, auf denen jedes Tier, jeder Vogel und jedes Insekt, selbst alle Blätter, Blumen, Gräser und Steine eine ganz eigene zauberhafte Schnipselei sind. Dazu finden sich immer wieder Einzelheiten, die zu entdecken eine abenteuerliche Freude machen. Und zu guter Letzt ist das Buchcover auch noch mit einem Prägedruck versehen, der die Bildtechnik zur haptischen Erfahrung macht. So ist «Stille Post» ein Buch für jedes Alter, das man lesen und vorlesen, ansehen, entdecken und sogar fühlen oder selbst ganz unvernuschelt weitererzählen kann. **CHRISTOPHER ZIMMER**

New York ist Mittelpunkt des Schaffens von Siri Hustvedt. Die Stadt spielt sowohl in ihrem als auch im Werk ihres verstorbenen Mannes Paul Auster eine zentrale Rolle.

genehm menschlich, nicht voyeuristisch und beinhaltet nur wenig Spektakel. Nur implizit wird klar, dass Hustvedt und auch Auster wohl doch sehr typische New Yorker*innen sind, in ihrem Denken Europa mindestens so nah wie den USA. Während Trumps erster Präsidentschaft gründete Hustvedt gemeinsam mit Kolleg*innen die Gruppe «Writers Against Trump», um vor allem junge Leute zum Wählen zu animieren.

Schon als junge Schülerin fühlte sich Hustvedt, die ohne Geld in einer liebevollen Familie im ländlichen Minnesota aufwuchs, den USA nicht allzu stark verbunden, auch in Zeiten, als man noch vom «Land der Freiheit» sprach. Im Film erzählt sie, wie sie für ein Jahr nach Norwegen ging, woher ihre Grosseltern stammen. Und zeigt das europäische Cover von «Memories of the Future», auf dem eine ihrer Zeichnungen zu sehen ist: eine nackte Frau mitsamt Schamhaaren. Dass diese für die US-amerikanische Ausgabe natürlich angezogen werden musste, erzählt sie mit einer Mischung aus Unverständnis und Resignation.

Sabine Lidl gelingt es auf sensible Weise, die Zuschauer*innen ganz nah an Siri Hustvedt heranzuführen, ohne grenzüberschreitend zu wirken. Dafür werden ihr viele Fans dankbar sein.

«Siri Hustvedt - Dance Around the Self», Regie: Sabine Lidl, Dokumentarfilm, D/CH 2026, 110 Min. Läuft ab 2. April im Kino.

FOTO: ZVG



Andrea Tuschka (Text), Rebekka Stelbrink (Illustration): «Stille Post» (ab 3 Jahren). Bohem Press 2025. CHF 29.90

Winterthur

«**Frauen. Fragen. Fotoarchive**», Ausstellung, bis So, 14. Juni, Di bis Fr, 11 bis 17 Uhr, Mi bis 20 Uhr (ab 17 Uhr gratis), Sa/So 11 bis 18 Uhr, Fotostiftung Schweiz, Grünenstrasse 45. fotostiftung.ch



Die Fotostiftung zeigt das Werk von sieben Schweizer Fotografie-Pionierinnen: Anny Wild-Siber, Gertrud Dübi-Müller, Marie Ottoman-Rothacher, Margrit Aschwanden, Hedy Bumbacher, Leni Willmann-Thöni und Anita Niesz. Sie kamen zwischen 1865 und 1918 auf die Welt und verstarben zwischen 1942 und 2023. Sowohl in ihren Biografien als auch in den Fotografien und Dokumenten spiegeln sich die gesellschaftlichen Strukturen und Rollenbilder einer Zeit wider, in der Frauen in der Schweiz für ihr Recht auf Selbstbestimmung und politische Mitsprache kämpfen mussten. Die Ausstellung macht damit auch sichtbar, wo sich die Geschichte der Fotografie und jene der Frauenbewegung berühren. Hier geht es zum einen um Autochromplatten, Edeldrucke und Stereofotografien im Umfeld von gut situierten Frauen, zum anderen um professionelle Arbeitssituationen, eigene Ateliers, sozialdokumentarische Fotografie und Auftragsarbeiten für gemeinnützige Organisationen. **DIF**

Bern

«**Souvenir. Selfies, Kitsch und Gipfelsteine**», Ausstellung, bis Jan. 2028, Di bis So, 10 bis 17 Uhr, Helvetiaplatz 4. alps.museum

Persönliche Erinnerungsschätze oder austauschbare Massenware? Seit den Anfängen des Bergtourismus werden Souvenirs als Werbeträger eingesetzt und bedienen sich des Klischees einer idyllischen Bergwelt. Sie bewegen sich zwischen persönlicher Erinnerung und öffentlicher Inszenierung, heute verstärkt durch soziale Medien. Influencer*innen und Netflix-Serien locken Menschen an atemberaubende Orte, früher übernahmen dies Reiseberichte, Reiseführer oder Zeichnungen. In der Schweiz reisen Menschen seit den Anfängen des Tourismus zu ikonischen Orten wie der Rigi, der Jungfrau oder Iseltwald. In der Ausstellung berichten auch internationale Tourist*innen auf dem

Jungfrauoch, weshalb sie bis zu einer Stunde anstehen, um ein Foto mit der Schweizer Flagge aufzunehmen. Souvenirs sind weit mehr als nur Erinnerungsstücke: Sie sagen etwas über unser Verhältnis zu Orten, Reisekultur und Konsumverhalten aus. **DIF**



St. Gallen

«**TiM-Café**», Begegnungsformat, donnerstags, 12. März, 9. Apr., 14. Mai, 11. Juni, 9. Juli, 13. Aug., 10. Sept., 8. Okt., 12. Nov., 10. Dez., jeweils von 14.30 bis 17.30 Uhr, Kunstmuseum St. Gallen, Museumstrasse 32. tim-tam.ch

kunstmuseumsg.ch
Das TiM-Café ist eine monatliche Veranstaltung, bei der Freiwillige die Besucher*innen dazu einladen, gemeinsam eine Geschichte zu einem Kunstwerk zu erfinden. Im Zentrum steht dabei die Begegnung: TiM bedeutet «Tandem im Museum». Es gibt Kaffee, Kuchen und die Möglichkeit, sich auszutauschen und neue Menschen kennenzulernen. Der Eintritt ist kostenlos, Kaffee und Kuchen werden offeriert vom Café Gschwend in St. Gallen. Das Ganze versteht sich als Ort der Begegnung, des Austauschs und der Inklusion. Alle sind willkommen – unabhängig von Alter, Herkunft, Sprache oder körperlichen Voraussetzungen. **DIF**



Thun/Warth TG

«**Fabrice Hyber. L'Artiste Agriculteur**», bis So, 2. Aug., Kunstmuseum Thun, Hofstettenstrasse 14, und «Fabrice Hyber – Homme de Terre», Parallelausstellungen, So, 29. März bis So, 30. Aug., Kunstmuseum Thurgau, Kartause Ittingen. kunstmuseum.tg.ch kunstmuseumthun.ch

Fabrice Hyber ist Mathematiker und Physiker und wurde spät zum Künstler. In seinen Arbeiten verbindet er Malerei, Skulptur, Installation und Wissenschaft. Die Ausstellung in Thun zeigt ihn vor allem als Gestalter und Landwirt. So kultiviert er seit den 1990er-Jahren auf dem Land seiner Eltern einen Urwald mit 300 000 Bäumen, ein Projekt zwischen Kunst und Renaturierung mit dem Namen «La Vallée». Bei Hyber geht es um Wurzeln und Wasserläufe, ums Säen

und Wachsen. Dabei wird das Museum zum Labor, in dem Kunst, Ökologie und Forschung zusammenfliessen. Passend dazu lädt im Kunstmuseum Thun ein kleiner Gemeinschaftsgarten zum Mitmachen ein. In einer zweiten Ausstellung stellt das Kunstmuseum Thurgau die Kraft der Verwandlung ins Zentrum. Dabei steht die historische Örtlichkeit des Museums in Warth – ein ehemaliges Kloster – auf reizvolle Weise im Kontrast zu Hybers Ideen der Transformation. Zusammen bilden die Ausstellungen einen Parcours durch Hybers Universum. **DIF**



Zürich

«**Versorgt – Zur Geschichte der fürsorglichen Zwangsmassnahmen**», Gespräch, Mi, 1. Apr., 19.30 Uhr, Friedhof Forum Zürich, Aemtlersstrasse 149. Eintritt frei, Anmeldung erforderlich: siehe online. einfachzuerich.ch

Die verstorbene Schriftstellerin Mariella Mehr ist als eine von zehn Personen Teil der Audio-Installation «Zehn Leben – Die Geschichte einer Stadt» im Friedhof Forum Zürich. Am selben Ort spricht nun Uschi Waser mit der Journalistin Silvia Süess über die fürsorglichen Zwangsmassnahmen in der Schweiz, denen Mariella Mehr wie sie zum Opfer wurden – beide aufgrund ihrer jüdischen Herkunft. Soeben hat Süess das Buch «Reden, um nicht zu ersticken» herausgebracht, das Wasers Lebensgeschichte nachzeichnet. Mariella Mehr prägte Uschi Wasers Leben entscheidend mit, als Vor- und später als Mitstreiterin. Hierzulande waren Hunderttausende von verschiedenen fürsorglichen Zwangsmassnahmen betroffen und 1981 war damit nicht Schluss, wie unser kürzliches Porträt von Christian Tschannen zeigte (siehe Surprise Nr. 618/26). **DIF**



ANJA WURM, 34, ist freischaffende Fotografin in Zürich und seit 2024 Ko-Präsidentin des Berufsverbandes SIYU. Das Bild ist Teil der Serie «Bubblegum Eden», die sich mit der Normalisierung eines Systems beschäftigt, das Bequemlichkeit verspricht und Überforderung produziert. Sie lädt dazu ein, eigene Gewohnheiten und gesellschaftliche Routinen zu reflektieren.

An dieser Stelle fragen wir einmal im Monat Schweizer Fotografinnen des Netzwerkes «Purple Eye», was ihnen in Zeiten wie diesen Hoffnung gibt. purple-eye.ch

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 02 appius GmbH, Interims-Management
- 03 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 04 Breite-Apotheke, Basel
- 05 Broki Sidewäg, Bern
- 06 Maya Recordings, Oberstammheim
- 07 AnyWeb AG, Zürich
- 08 Beat Vogel - Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 09 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 10 hoopsforyu, jewelry
- 11 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 12 Wullemin Beratung, wullemin-beratung.ch
- 13 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 14 unterwegs GmbH, Aarau
- 15 Blumen & Kohl GmbH, Zehendermätteli
- 16 Praxis Dietke Becker, Männedorf
- 17 Boner Elektrohaus AG, Basel
- 18 Büro Dudler, Raum- und Verkehrsplanung, Biel
- 19 Infopower GmbH, Zürich
- 20 FF Finanzberatung Flückiger, Baar
- 21 Fäh & Stalder GmbH, Muttenz
- 22 RTB GmbH, nobullshit-websites, rtp.ch
- 23 Deragisch Consulting GmbH
- 24 Kählin Bodenbeläge GmbH
- 25 Napura GmbH, Neuheim

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter

Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Ricardo Da Costa verliess 2003 Guinea-Bissau, wo seine Familie immer noch lebt. Der Mechaniker arbeitete zuerst als Bauarbeiter in Portugal und Italien. 2013 kam er in die Schweiz. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurden ihm alle Wertgegenstände gestohlen und er stand er ohne Papiere da. Auf der Gasse lernte er einen Strassenmagazin-Verkäufer kennen und verkauft seither auch. «Ich bin froh, bei Surprise zu sein», erzählt Ricardo. «Manchmal komme ich traurig ins Büro und gehe mit einem Lächeln auf dem Gesicht wieder raus.» SurPlus ist für ihn eine grosse Unterstützung: Das ÖV-Abo ermöglicht Mobilität beim Heftverkauf und bei Schwierigkeiten stehen ihm die Mitarbeitenden mit Rat und Tat bei.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!


**SURPRISE
WIRKT**

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93
M+41 79 389 78 02

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, Ito1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Sara Winter Sayilir (win)
Diana Frei (dif), Klaus Petrus (kp),
Lea Stuber (lea), Esther Banz (eb)
T +41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,
William Stern, Priska Wenger,
Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Dominique Anne Bamert, Philipp
Demling, Urs Habegger, Dale Forbes
Molina, Simeon Johnke, Fiona Lusti,
Anna Pirato, Bastian Pütter,
Anna Weidenholzer, Iris Weidmann,
Anja Wurm

Wiedergabe von Artikeln und
Bildern, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion. Für
unverlangte Zusendungen wird jede
Haftung abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0, 70 g/m², FSC®,
ISO 14001, PEFC, EU Ecolabel, Reach

Auflage

25800

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

#617: Brauchen wir mehr Brüderlichkeit?

«Dem Schweisser seinen Gender-Bias austreiben»

Mit einigem Erstaunen habe ich die letzte Ihrer von mir sehr geschätzten Kolumne gelesen, sehr geehrte Frau Moumouni. Da kämpfen Sie doch in Ihren Texten unerschrocken gegen alles Böse in der Welt: Sexismus, Kolonialismus, Rassismus – mit spitzer Feder und scharfem Verstand teilen Sie mutig gegen links und rechts (meist zwar eher rechts) aus. Doch dann, wenn die Schweissfunken in der realen Welt sprühen, will der Funke nicht recht überspringen. Ich habe mich auf gepfefferte Sprüche gefreut, mit denen Sie dem Schweisser seinen Gender-Bias austreiben werden. Doch statt löwischem Gebrüll und lautem Fauchen – klassisch helvetische, höflich-leise Inszenierung mit pädagogischem Anspruch. Da frage ich mich: Ist die von mir bewunderte und geschätzte Gerechtigkeitskämpferin in Tat und Wahrheit eine Papiertigerin? Auf dass Sie in Zukunft auch in der realen Welt ab und an mal brüllen wie eine Löwin!

MARCEL HEGETSCHWEILER, ohne Ort

#618: Aktivist zu Recht verhaftet?

«Extreme Meinungen aushalten»

Ich finde es stossend, wenn ein Mensch an der Ausübung seines elementaren Grundrechts der Meinungsäusserung gehindert wird, und dazu noch ohne Angabe von Gründen. Und zwar unabhängig davon, ob es sich um einen pro-palästinensischen oder identitären Aktivist handelt. Eine reife Demokratie sollte auch extreme Meinungen aushalten, von links bis rechts, ja sie lebt geradezu von einem Wettbewerb der Ideen.

MANUEL WETTSTEIN, Stäfa

#619: Von Afghanistan in die Schweiz

«Immer wieder eine Surprise»

Ich bin ein ziemlich regelmässiger Leser des Strassenmagazins. Der Artikel von Wahidullah Alikhan hat mich sehr beeindruckt und innerlich gewirbelt. Wie dieser Mann die Kraft aufbrachte, durch Höllen zu gehen und Albträume irgendwie zu überleben, nicht aufzugeben und letztlich immer noch als Mensch dazustehen. Wahidullah Alikhan hat eine grossartige Sprache, er kann seine Gefühle und Nöte äusserst differenziert beschreiben. Und dann: «Es gibt kein Zurück». Grossartig, wie da die Situation in den Behindertenheimen beschrieben wird! Ich bin freiwilliger Deutschlehrer für Flüchtlinge in Gipf-Oberfrick. Diesen Artikel habe ich für den morgigen Unterricht fotokopiert. Ich möchte mit meinen ukrainischen Schüler*innen über diese Problematik ins Gespräch kommen. Immer wieder ist das Surprise eine Surprise!

FRANZ KÜPFER, ohne Ort

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Hefverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90
Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



Von Tag zu Tag

Eigentlich sei er mehr der Typ, der von Tag zu Tag denke, sagt Thaddeus Amadi über sich. Und doch kreist unser Gespräch immer wieder um die Zukunft. Amadi stammt aus Nigeria, es ist sein erster Winter mit Schnee. Er kommt gerade von der Uni, seine durchnässte Jacke trocknet am Sessel hinter ihm. Seit März lebt er in Salzburg, um seinen Masterabschluss in Politikwissenschaften zu machen. Wer eine Weile mit ihm spricht, versteht schnell, warum er diesen Studiengang gewählt hat. Korruption, Macht und die Frage, wie die Politik einer Gemeinschaft nutzen kann, sind Themen, die ihn bewegen.

Um sein Studium zu finanzieren, arbeitet Amadi in einem Salzburger Hotel. Wenn dann noch Zeit bleibt, setzt er sich in den Zug und fährt nach Zell am See südlich von Salzburg, um die Strassenzeitung Apropos zu verkaufen. Mindestens an einem Tag pro Woche steht Amadi dort vor einer Filiale des Detailhandels. Anfangs sei ihm das Verkaufen nicht leichtgefallen, er habe erst Vertrauen zu den Menschen aufbauen müssen. «Ich habe sie gegrüsst, bis sie sich an mich gewöhnt haben.» Nach und nach seien sie aufgetaut, hätten begonnen, ihm Fragen zu stellen: Wie heisst du, woher kommst du, wie ist das Leben in Salzburg? Für Amadi sind solche Begegnungen mehr als nur ein Geschäft, ihm ist das Zwischenmenschliche, das dabei entsteht, sehr wichtig.

Amadi stammt aus Mbano, einer Stadt im Südosten Nigerias. Sein Bachelorstudium in History and International Studies hat er in Owerri, der nächstgrösseren Stadt, abgeschlossen. Von Österreich hatte er schon als Teenager gehört. Den Entschluss, in Salzburg zu studieren, habe er getroffen, als er online nach einem Masterstudiengang auf Englisch gesucht habe. «Austria, not Australia», habe er anderen seitdem oft erklären müssen. Auf seinem Handy habe er Bilder von Salzburg angesehen: Berge, Altstadt, Gassen, das waren seine ersten Eindrücke.

Seit neun Monaten lebt Amadi nun in Österreich. Er schätze die Sicherheit hier, sagt er und schaut auf sein Smartphone. In Nigeria könne es ihm jederzeit passieren, dass ihn jemand anhalte und frage, woher er dieses Handy habe, es ihm wegnehme und durchsuche. Und das sei nur eine Kleinigkeit. «Alles geht irgendwie bergab in meinem Land» – im Finanzsektor genauso wie in der Politik und bei der Sicherheit der Bevölkerung, so der Student. Es ist nicht lange her, dass innerhalb kurzer Zeit mehrere Hundert Menschen in verschiedenen Regionen Nigerias entführt wurden, darunter 265 Schüler*innen und Lehrkräfte eines katholischen Internats.



FOTO: ANNA PIRATO

Thaddeus Amadi verkauft in Zell am See das Salzburger Strassenmagazin Apropos. Es wurmt ihn, dass die nigerianische Regierung den Rohstoffreichtum des Landes nicht mit der Bevölkerung teilt.

Derzeit schreibt Amadi an einem Text, der sich mit der Frage beschäftigt, warum Nigeria trotz seines Reichtums an Rohstoffen mit Armut und Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat. Für ihn liegt einer der Gründe darin, dass es die Regierung versäume, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen zu fördern, welche der Mehrheit der Bevölkerung zugutekämen. Mit dieser Kritik bezieht er sich auf den nigerianischen Komiker Kevin Black Arua, der mit seinen Videos als Kunstfigur «Gouverneur Amuneke» grosse Popularität auf Social Media erreicht hat. «Amuneke» ist bekannt für Machtmissbrauch und Korruption, er lebt von Wahlmanipulation und Intransparenz. Amadi hält mit seinem Motto dagegen, «I love truth». Sein Ziel: Wege aufzeigen, wie eine transparente Regierungsführung möglich wäre, um das Vertrauen der Bevölkerung in das demokratische System Nigerias zu stärken.

Manchmal habe auch er negative Zukunftsgedanken. Doch es gehe darum, Schritt für Schritt zu tun, einen Tag nach dem anderen zu nehmen, auch wenn es gerade nicht so rosig aussehe, sagt Amadi. «Hauptsache, man verliert nicht die Hoffnung.»

Aufgezeichnet von **ANNA WEIDENHOLZER**
Mit freundlicher Genehmigung von **APROPOS / INSP.NGO**



**SURPRISE
WIRKT**

SURPRISE WIRKT GEGEN ARMUT UND AUSGRENZUNG

**Ermöglichen Sie Selbsthilfe.
Spenden Sie jetzt.**

Spendenkonto: Verein Surprise, CH-4051 Basel
IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3
www.surprise.ngo



**Doppelt
zahlen,
einfach
helfen...**



**...oder
eine
kostenlose
Kaffeepause
geniessen.**



Das Café Surprise in deiner Nähe.

